

Bhakta

Eine indische Odysee

Walther Eidlitz

Claassen Verlag Hamburg 1951

Mit späteren Berichtigungen des Autors

© Kid Samuelsson 2003

„Jedes Wort ist ein Lied, jeder Schritt ist Tanz,
und die Flöte, die Freundin Krishnas,
Tönt an Seinem Mund,
Und Zeit, die hier so schnöde uns verläßt,
Eilt dort nicht fort für einen Augenblick.
Nur wenige Weise, die auf Erden wandeln,
Kennen dies Land ...“

Brahmasamhita

Inhalt

Erster Teil

Shri

Shri	5
Die vier Stufen der Meditation	8
Vaman	15
Svami Nityananda	18
Tagebuch aus dem Himalaja	23
Pilgerfahrt im Himalaja	29
Anandapith – Sitz der Seligkeit	35
Gottes Majestät	38
Festtage mit Shri	43
Die Trommel Shivas	48
Der Schaltmonat Purushottama	54

Zweiter Teil

Das Lager in Indien

Shiva tanzt	58
Das Lager in Indien	62
Gefangen – frei – gefangen	67
Das Fest der Unberührbaren	73

Dritter Teil

Sadananda

Der Freund Sadananda	78
Lehrer und Schüler	82
Kraushaar	86
Kirche hinter Stacheldraht	91
Der Name Gottes	98
Die Menschenziele	102
Strom der Gottesliebe	109
Der Schweinekoben	112
Die milchweiße Göttin	122
Heilige Nacht	126
Das Tor öffnet sich	133
Abschied von Indien	142

Erster Teil

Shri

Massen von Eingeborenen umgaben mich in einer modernen Großstadt mit modernen Lichtreklamen, Straßenbahnen, zweistöckigen Autobussen. Viele hunderttausende braune Menschen. Hellbraune und olivenbraune und schwarzbraune, junge und alte Männer, in weiße schleierdünne Tücher gehüllt. Fast nie sah man in den Menschenmassen ein weißes Gesicht. Die Lichtreklamen von Basaren und Kinos und Speisehäusern waren aufgeglüht. Hart stoßen heutiges Amerika und uraltes Asien in dieser Stadt gegeneinander. Östlich sind die Menschen geblieben, ihre Gesichter, ihre Augen, ihre braunen Hände, auch wenn sie geschickt ihre Autos durch das Menschengewühl steuern. Sie hocken auf dem Boden der Straßen in ihren weißen Gewändern im Staub; sie kauern in allen Stellungen, oftmals so, wie der meditierende Buddha abgebildet wird. Über ihnen wehen hohe Palmen. Hinter ihnen erhebt sich ein Laden mit Hülsenfrüchten, wo staubige Füße achtlos über Haufen von Erbsen und Reis und Mehl schreiten. Oder die niedrige Bude eines mohammedanischen Hotels, oder die Bretterbude eines Barbiers, wo sich Menschen, mitten im Straßengewühl kauern, den Schädel rasieren lassen. Nur ein schmaler Schopf am Scheitel bleibt erhalten, das sichtbare Zeichen dafür, daß hier oberhalb des Scheitels, nach der Anschauung der Hindus sich „die tausendblättrige Lotosblume Brahmas“ befindet, durch welche die Seele des Erwachten beim Sterben den Leib verläßt. Auch auf den Stirnen tragen sie Zeichen, die Männer und noch mehr die Frauen; mit farbiger Asche sorgfältig auf die Stirnen gemalt, mitten in dieser halbamerikanischen, tosenden Stadt, Zeichen schauender geistiger Augen.

Für eine Weile versank ich in dem Gewühle Asiens.

Die große Stadt Bombay war in der indischen Nacht hinter mir geblieben. Ausgelöscht waren ihre Lichtreklamen und die elektrischen Bogenlampen und die Hupenschreie der Automassen in ihren Straßen. Nur die zitternden Wände des breiten großen Wagenabteils waren um mich und grau die Schläfer darin in ihren Betten. Und draußen die Nacht.

Nun hatte ich mein Bett gemacht und lag ausgestreckt in dem dunklen, sanft rollenden Zug und lauschte und horchte. Durch alle Ritzen des Wagens drang die tropische Nacht. O, wie breitete sich das ungeheure Land, das ich nun das erste Mal durchmaß.

Die Nacht dehnte sich und atmete. Dann folgte ein unbarmherziger Tag. Vergebens kreisten die elektrischen Ventilatoren an der Decke des Abteils im Expreszug, dessen Dach in den Stationen mit Wasser besprengt und gegen die Außenluft kühl gehalten wurde. Alle Läden waren heruntergelassen, dämmernd dunkel war es im Wagen, nur durch schmale Spalten drängte das weiße blendende Licht des

glühenden Himmels und der nackten Erde, der endlosen verbrannten Ebene herein. Als ich mittags auf den Beton eines Bahnsteigs hinaustrat, um die wenigen Schritte zum benachbarten Speisewagen zu machen (Es gibt in Indien keine Durchgangswagen), da prallte ich zurück; ich wurde fast hingestreckt vom weißglühenden Hammer dieser maßlosen Hitze. Im November hätte ich kommen sollen, wurde ich belehrt. Jetzt war Mai, der heißeste Monat des Jahres in Indien.

Über Brücken, über breite Flüsse, über die Yamuna, über den Ganges fuhr der Zug. Draußen dehnte sich das ungeheure Land, die feuchtwarme tropische Nacht und dann der glühende Staubdunst des nächsten Tages. Nahe mußte schon das Gebirge im Norden, Himalaja sein. Man sah ihn nicht.

Man sah ihn nicht, als mich schon das Auto Shri Maharajas durch die brennende Hitze auf einer herrlichen Straße die Vorberge hinaufführte.

Fast wurde ich schwindlig auf den zahllosen engen Kurven der Straße, die mich aus der Ebene rasch auf mehr als zweitausend Meter Höhe hinauftrug. Große Affenherden hockten auf den steinernen Brüstungen der Brücken. Kühler wurde die Luft.

Jetzt blickte das Wasser eines Sees jenseits eines Bergriegels durch grünes Laub. Über dem glitzernden Wasserspiegel und den ausgetrockneten Flußbetten, die im Dunst der Ebene versanken, ragten luftig die Balkone eines bunten indischen Dorfes. Die Straße, die, von Menschen wimmelnd, durch ein Basarviertel steil emporführte, war viel zu schmal für ein Auto. Wir hatten den Wagen am Seeufer verlassen und klotzen zu Fuß weiter aufwärts.

Aus der Tür eines einheimischen Hotels trat ein alter Mann mit großen gütigen Augen und silbergrauem Bart auf die Terrasse hinaus. Ein goldbraunes Zeichen war auf seine hochgewölbte, von Falten durchfurchte Stirne gemalt. Das war *Shri*.

Etwas in mir wollte mich zwingen, ehrfürchtig vor diesem alten Brahmanen niederzusinken. Ich fühlte seine Hand – oder war es die Kraft seines Segens auf meinem Haupt.

Ein etwa vierzigjähriger Mann mit kühnem Gesicht, wie einer der morgenländischen Ritter aus der Parzivalsage, führte mich in einen Seitenraum. Es war Rana, der erste Schüler Shris. Ich wusch mir den Staub von der Reise ab. Ich wusch auch die Qual der letzten Wochen ab. Reiner und stiller kam ich zurück in Shris dämmernde Stube. Shris Nähe und Gegenwart hatten mich reiner und stiller gemacht.

Shri und Rana gaben mir eine Unmenge Orangen zu essen, Früchte, die eben reif geworden waren auf diesen Berghängen. Ich aß wohl mindestens ein Dutzend Orangen auf einen Schlag. Sie erquickten mich unsäglich.

Nach einer Weile sah ich, daß draußen auf der Straße ein muskulöser, fast nackter Kuli mein ganzes Gepäck wie einen Turm auf seinen Kopf lud. Rana und ich folgten dem Kuli. Durch den Seewind, am Ufer des schönen, grünen Wassers, führte mich Rana zu einem Haus am Strand, der Pension eines Parsis, wo mir Shri

ein Quartier besorgt hatte. Ich bekam dort vegetarisches Essen, aber noch auf europäische Weise zubereitet. Meine neuen Freunde beobachteten mich und warteten ab, wie ich mich verhalten würde. Denn Shri hatte mit einigen europäischen und amerikanischen Schülern nicht immer gute Erfahrungen gemacht. Keiner von ihnen hatte vermocht, sich in indische Kost, in indische Lebensweise richtig hineinzufinden.

Nachmittags stand plötzlich Rana vor der Tür. „Shri wartet unten“, rief er. „Kommen Sie rasch.“ Wir wanderten zusammen das Seeufer entlang. Shri schwieg, nur manchmal hörte ich ihn vor sich hinsummen: „Hari AUM, Hari AUM“. Als wir beim Tempel der Göttin Naini angelangt waren, warf sich der alte Sekretär, ungeachtet des Menschengedränges von Europäern und Indern rings um uns, vor Shri zu Boden und berührte mit seiner Stirne dessen Füße. Rana und der Sekretär ließen uns allein. Dicht am Ufer saß ich neben Shri auf einer Steinbrüstung. Der alte Mann hatte schmale schöne Hände und Füße. Mit seinem langen silbergrauen Haar und Bart, Adlernase und mächtiger faltiger Stirn sah er wie Odin, der Ase aus der Edda, aus. Aber er lächelte sanft und heiter wie ein Kind.

Ich öffnete mein ganzes Herz vor Shri. Ich erzählte ihm die Geschichte meines Lebens und meiner Arbeit, daß ich ein Dutzend Bücher geschrieben, ein paar Bäume gepflanzt, einen Sohn gezeugt, ein Haus gebaut hatte und dann fortgegangen war. All mein Hoffen und Befürchten und Sorgen, all mein Glauben und Zweifeln breitete ich vor ihm aus. Ich erzählte ihm auch von meiner Frau und dem Kind, die ich allein und in bedrängter Lage zurückgelassen hatte. Er hörte bloß zu. Nah vor uns war das Gewimmel des Höhenkurorts. Ringsum spielten indische Kindermädchen, ayas, mit ihren Schutzbefohlenen, bleichen europäischen Kindern; es störte nicht.

Einige Tage später sagte Shri zu mir: „Ich gebe Dir nun am Anfang noch nicht die höheren Yoga-Übungen. Ich will Dir jetzt nur Shanti, nur Frieden geben, Göttlichen Frieden“.

„Ja, gibt es denn noch etwas Höheres als Göttlichen Frieden?“ dachte ich.

Shri gab mir Frieden – für eine Zeitlang. Er gab ihn nicht nur mir, sondern auch meiner Frau, die einige tausend Meilen entfernt von mir, jenseits des Meeres, in bedrohlicher Umwelt und Zeit lebte. Er gab ihr einen neuen Namen. In Briefen, die er ihr auf meine Bitte schrieb, redete er sie nicht mit Hella an, sondern er nannte sie Shanti, Frieden. Er sprach den Wunsch aus, daß der Göttliche Frieden nicht nur sie erfüllen solle, sondern auch allen, die ihr begegneten, Kraft und Ruhe geben möge. Wirklich haben auch mancherlei Menschen, die in Hellas Nähe kamen, in Tagen der Wirrnis, ja Todesgefahr, oftmals staunend Hellas (Shantis) immer lebendige Heiterkeit und ihr unwandelbares Vertrauen gefühlt. War es der Segen Shris, der sie behütete?

Die vier Stufen der Meditation

Als vor etwa hundert Jahren Europäer staunend zum erstenmal den grünglitzernden See Nainital im Himalaja erblickten, war das Seebecken rings von duftendem Urwald umgeben. Der Wald war voller Blumen und voller Wild, das in dichten Rudeln zur Tränke drängte und sich durch nichts verscheuchen ließ. Der friedvolle Boden war heilig. Die Hindus erzählten, selbst der Schlangengott habe ein Gelübde abgelegt, daß der Biß einer Schlange an diesen Ufern niemals tödlich werden sollte.

Ich habe keine Schlange am See Nainital gesehen. Das Wild ist vertrieben. Nur die bunten Vögel wiegen sich noch auf den Zweigen der Edelkastanien und die steilen Felswände des Südufers gehören noch den Affen, die zuweilen im Spiel Felsblöcke in den See schleudern. In den dichten Wald von Eichen und Edelkastanien haben Menschen viele Lücken gebrochen und ihre Landhäuser hingebaut, einfache Bungalows und die prächtigen Landsitze vieler indischer Fürsten und des englischen Gouverneurs. Einen breiten Reitweg haben sie am Ufer angelegt, sie haben westliche Kaufhäuser, Schulen und Banken errichtet und einen großen Hockeyplatz. Dort am Ufer erhebt sich auch noch der zarte Tempel der Göttin Naini, wo in den Gewölben nackte indische Asketen und Heilige hausen. Aber der Tempel wird von einem massigen Gebäude in einem häßlichen europäischen Stil weit überragt, das ein Tonkino und eine große Rollschuhhalle enthält. Die Jazzmusik der vorzüglichen Kinoapparatur übertönt die Tempelglocken, die in einem Gerüst neben dem Tempel der Göttin Naini aufgehängt sind und noch oftmals von Gläubigen in Schwingung gebracht werden.

Jeden Abend umwanderte ich mit Shri Maharaj, dem Lehrer und väterlichen Freund, den ich hier in Indien gefunden hatte, die Ufer des Sees. „Die Rishis haben einstmals auf den Waldbergen hier gewohnt“, erzählte er mir. „Die Rishis sind hohe geistige Wesen, viel höher als der Mensch. Sie haben keinen irdischen Körper, aber es wird von ihnen gesagt, daß sie nach ihrem Gefallen einen Menschenleib anlegen können. Vor tausend Jahren sollen die Rishis noch alljährlich in Menschengestalt im Wasser des Ganges gebadet haben. Später, als sich das innere Ohr der Menschen verschloß, sind diese Urlehrer der Menschheit weiter empor ins Gebirge gezogen, hoch in die Regionen des ewigen Schnees.“

„Dort wohnen sie heute?“ fragte ich. Der alte Mann lächelte. „Ja, in den Schneegebirgen am Manasarovar-See.“

Das Wort Manasarovar-See klang über die Wasser.

Der ferne See Manasarovar in Tibet, mein heimliches Ziel, stand wieder vor meinem Blick, von Sagen umhüllt, der Mittelpunkt der Welt, der letzte Rest des Paradieses auf Erden. Vier heilige Ströme, so heißt es, entquellen nach allen Richtungen seiner Flut. Nach Süden, Westen, Norden und Osten. Der Strom, der

nach Süden fließt, führt silbernen Sand mit sich; der nach Westen fließt, Gold; der nach Norden fließt, Smaragd; der nach Osten fließt, Diamant. Und seine Flut speiste geheimnisvoll auch das Seebecken, vor dem ich stand. War ich also bisher richtig gewandert?

Die Musik des Tonkinos und der Regimentskapelle war verklungen. Ich höre die Geschichte, wie der See Nainital entstanden war.

Auf ihrer Weltenwanderung in Menschengestalt waren drei von den sieben heiligen Rishis in dieses Gebirge gekommen. Sie hatten kein Wasser und litten große Not. Dürstend flehten sie zu Brahma, dem Weltschöpfer, er möge ihnen helfen. Brahma hörte ihr Flehen. Auf sein Geheiß gruben sie eine Höhlung, und der Gott ließ in dieses tiefe Becken das lebendige Wasser aus dem fernen See Manasarovar sich ergießen. So ist der See entstanden und bekam den Namen Tririshisarovar, See der drei Rishis.

Das Hockeywettbewerb war mit lautem Zuruf der Menschenmassen zu Ende. Die leidenschaftlichen braunen und weißen Zuschauer hatten sich verlaufen. Auch die Musiker in ihren roten Uniformen hatten ihre Instrumente eingepackt und waren in ihre Kasernen zurückgekehrt. Leise klangen die Glocken vom Tempel der Göttin Naini über den See.

Ich schaute nach Westen, wo die Sonne eben über den Waldgebirgen unterging. Shri Maharaj erzählte mir weiter von den Rishis und von einer Hymne an die Sonne, die die Rishis sangen. Nicht an die Sonne, die man mit den Augen sieht, waren die Worte der Hymne gerichtet. Es war ein sogenannter Mantra an die geistige Sonne, an das Geisteswesen, das sich hinter der sichtbaren Sonne verbirgt. Shri sang mir den Mantra vor und ließ mich versuchen, ihn nachzusingen.

„Blicke tief in den blauen Himmel hinein. Trinke seine Tiefe in dich, daß er dir Kraft gibt“, riet mir Shri, und dann lasen wir gemeinsam einige Strophen aus der Bhagavadgita. Jeden Tag lasen wir fortan am Seeufer aus diesem Buch. Der alte Mann jubelte, wenn er den Sinn, den verborgenen und doch so offen am Tage liegenden Sinn einer Strophe erläuterte: „Das ist das größte Einweihungsbuch der Geschichte aller Völker!“ Er fuhr fort: „Der alldurchdringende Gott Selbst, Bhagavan Krishna, spricht in der Bhagavadgita zu uns, von dem Brahma, der Schöpfer und Vishnu, der Erhalter und Shiva, der Zerstörer, nur äußere Aspekte sind.

Krishna spricht in der Bhagavadgita zu seinem Freunde Arjuna: ‚So wie ein Mensch abgetragene Kleider abwirft und neue anzieht, so wirft die Seele (der Atma) abgetragene Leiber ab und zieht neue an. Niemand hat die Macht, das Unvergängliche zu zerstören.‘ “

Wie ein Verkünder der geistigen Sonne stand der weiß gekleidete alte Mann vor mir. Rhythmisch schlugen die Wellen des Sees Nainital an den Strand. Ich ahnte, wie seine Ufer einstmals waren, voller Wild, das zu den lebendigen Wassern drängte. Voll Glück wurde mir bewußt, daß ich in Indien, daß ich im Himalaja war.

Zahllose Weise und Geisteslehrer der Vorzeit sind wohl einstmals von diesem verschneiten Gebirge herabgestiegen.

Bevor ich am nächsten Morgen erwachte, hatte ich einen Traum. Von einem Schiff wurde ich in ein fremdes Land geführt. Und ich hörte eine Stimme: „Alles wird dir gelingen. Dein Weib wirst du wiederfinden. – Gebt sie ihm, die Schätze; Schritt für Schritt“.

Froh sprang ich auf. Es war 6 Uhr früh. Morgendlich leer war noch die Uferstraße und der breite Reitweg dicht am See. Nur einige Kulis mit Lumpen um die straffen braunen Glieder und mit schweren Lasten auf Haupt und Schultern trabten vorbei. Ich wartete auf Rana.

Pünktlich war Rana da. Ganz zufällig erfuhr ich, daß er von Beruf ein hoher Polizeioffizier war, der Kommandant eines Distriktes von mehreren Millionen Menschen. Mit hoher Achtung sprach Shri Maharajs Privatsekretär von Rana. „Er ist wie ein Tiger, wenn er einen Amtsmissbrauch oder eine Korruption entdeckt. Er liebt Tiger. Er ist ein berühmter Tigerschütze. Aber nie schießt er ein anderes Wild als dieses Raubtier.“

Rana kletterte voran. „Shortcut“ (Abkürzungsweg) war das häufigste Wort, das ich in den ersten Tagen von ihm hörte. Er bevorzugte in jeder Beziehung die raschen Abkürzungswege im Leben. Ohne die Antwort auf seine Frage recht abzuwarten, schlug er bei diesen Wanderungen im Himalaja stets den kürzesten Weg ein, steil durch den dichten Wald von Eichen und Edelkastanien empor.

Tief unten zwischen den Waldstämmen lag der See bleigrau im Morgen. Ich blieb stehen, um zu schauen und zu verschnauften. Daheim in Wien war ich zuletzt tagaus, tagein in Paßämter und so viele andere Ämter gewandert, aber das rasche Steigen in der großen Höhe war ich nicht mehr gewohnt.

„Nur die Beine werden müde, die Lungen nicht“, sagte Rana. Wir stiegen weiter. Ich versuchte, mich seinem Rat gemäß zu verhalten. Ich mühte mich, die Beine zu vergessen. Es gelang. Ich lebte nur in dem Atemstrom. Mein Atem war eins mit dem starken Wind, der die Welt durchwehte. Meine Lungen waren wie die Segel eines Schiffes. Der Wind wehte in die Segel und trieb das Boot vorwärts. Mühelos stieg ich nun in die Höhe.

„Wollen wir rasten?“ fragte Rana. „Nein, weiter“, rief ich und stieg aufwärts. Eine andere Gestalt, ein unermüdlicher Wanderer schien in mir zu sein.

Rana gehörte der Kriegerkaste an, er ist ein Kshatriya, von ältestem Adel, mit vielen Hunderten von Ahnen. „Tausend Jahre haben sie immer wieder gegen den Islam gekämpft“, sagte er. Später erzählte man mir, daß Rana aus dem edelsten Geschlechte Indiens, der „Sonnen-dynastie“, stamme. Von Rama, dem Göttlichen Sonnenhelden, der in der Urzeit in Indien als König geherrscht hatte, stammt er ab.

Als wir den Gipfel erreicht hatten, schlug mein Begleiter vor: „Wollen wir schweigen?“

„Ja, wir wollen schweigen.“

Still saßen wir nebeneinander auf der Felsenwölbung und lauschten in unsere Seelen und sahen zu, wie der Nebel aufstieg und niedersank und im Auf- und Niedergang Wälder und Gebirge enthüllte. Wir blickten nach Norden, wo manchmal die höchsten Schneekämme des Himalaja schimmerten.

Schweigend stiegen wir dann abwärts. Als der Weg sachter ging und durch das Laub üppiger Fruchtbäume der See schon näher heraufspiegelte, begann Rana zu erzählen, von sich selbst und seinen beiden Jungen. Er erzählte mir auch von seiner Frau, mit der er in einer wahrhaft esoterischen Gemeinschaft gelebt hatte und die gestorben war. Nach einer Weile, da wir wieder still nebeneinander geschritten waren, sagte er: „Drei Wünsche habe ich in diesem Leben: mein wahres Selbst, den Atma zu erkennen, und den persönlichen und unpersönlichen Gott zu schauen.“ Und nun fügte er lächelnd noch ein weniger erhabenes Begehren hinzu: „Ich wünsche mir auch, nochmals die richtige Frau zu finden.“

„Vergessen Sie nicht, daß Sie heute um 10 Uhr zur Meditation zu Shri Maharaj kommen dürfen“, sagte er mir zum Abschied.

Erwartungsvoll und ein wenig befangen im Herzen schritt ich durch den Seewind Shris Haus zu. Hie und da ritten auf schönen Pferden junge Engländerinnen und Engländer an mir vorbei. Wie Götter erschienen diese hoch aufgerichteten, lächelnden jungen Menschen über dem Gewühl der braunen Menge. Sie wußten meistens nicht allzuviel von der Seele des indischen Volkes, das sie so lange beherrscht hatten. Sie blieben Fremde, auch wenn sie dreißig Jahre im Lande lebten. In der Vorhalle des Hauses, in dem Shri wohnte, blieb ich stehen, um die Augen nach dem grellen weißen Licht des Weges an die Dämmerung in dem Zimmer zu gewöhnen. In Ranas Zimmer rastete ich. Ich hatte den Wunsch, mir nochmals Hände und Füße zu waschen, obwohl ich eben gebadet hatte. Dann trat ich barfuß in Shris Zimmer ein.

Shri winkte mir nicht mit einer leisen Handbewegung freundlich zu, wie er es sonst immer tat. Unbeweglich saß der alte Mann am Boden, in einen weißen Umhang eingehüllt. Stumm deutete mir Rana an, ich solle mich Shri gegenüber auf den Boden setzen. Ich tat es. Auch Rana hatte einen hellen Umhang umgetan. Ehrfurchtsvoll warf er sich vor Shri nieder und berührte mit seiner Stirne Shris nackte Füße. Dann zündete er ein Räucherstäbchen an und stellte es in einem kleinen Leuchter neben sich auf. Mit weißgrauer Asche aus einer Glasschale machte er sich Zeichen auf Scheitel, Stirn, Hals und Brust. Nun saß auch er mit untergeschlagenen Beinen steil aufgerichtet und unbeweglich.

Ich fühlte, daß Shris Blick auf mir ruhte. „Sieh mir in die Augen. Ich bin dein Freund“, sagte er.

Ich blickte Shri an. Wie der Vater der Welt saß der alte Mann vor mir. Mächtiger als je wuchs sein gefurchtes Gesicht mit dem langen dunklen Haar und dem silbergrauen Bart aus dem weißen Linnen, das seine Glieder umhüllte. Berge

und Bergabstürze, ganze Welten waren in diesem klaren Gesicht. Wie der Kosmos selbst saß er da, altersgrau und doch umschwebt von einem stillen weißgoldenen Licht, das ein Teil seines eigenen Wesens war.

Ich habe noch nicht viel meditiert an dem ersten Tage. Beklommen war ich, das Sitzen mit untergeschlagenen Beinen war ich nicht gewöhnt; es wurde bald unerträglich mühsam. Meine Glieder wurden steif und kalt und schmerzten. Sehr beschämt richtete ich mich auf und begann, meine eingeschlafenen Füße zu reiben, als sich Shri erhob. Shri tröstete mich. Ja, für Europäer sei es anfangs schwer. Ich müsse mir eine Strohmatte aus Kushagras und ein Rehfell besorgen, wie es vorgeschrieben war, damit ich bequemer sitze. Ich müsse langsam die vier Stufen der Meditation erlernen: erstens das Sitzen, zweitens das Atmen, drittens das Sprechen, das mantrische Sprechen, viertens das Singen. Ich werde es gewiß zustande bringen, denn ich hätte die seelischen Anlagen dazu aus früheren Erdenleben mitgebracht. Diese Anlagen müßten nur entwickelt werden, meinte er.

Ich blieb noch etwa eine Stunde in dem dämmernden Raum, in den von der mittäglichen Basarstraße die Rufe der Händler und Kulis und der Pferdejungen heraufdrangen. Manchmal spähte ein neugieriges Gesicht durch die Scheiben. Rana saß am Boden und las aus den losen Blättern eines Buches vor. Die fremden Laute einer der indoarischen Sprachen des Landes hüllten mich ein. Mein Ohr sollte sich daran gewöhnen. Shris Schüler las aus dem Ramayana von den Taten des allmächtigen Gottes, Rama, der als Avatara zur Erde niedergestiegen war und gegen den mächtigen Dämon Ravana kämpfte, der seine zehn Häupter nach allen Richtungen des Raumes ausstreckend, alle Welten unterjocht hatte.

„Immer, wenn ein Verfall des Rechtes und ein Übermaß des Unrechts eintritt, steige ich nieder, um die Guten zu beschützen, um die Bösen zu vernichten. Um die Festigkeit des Rechtes wiederherzustellen, steige Ich von Zeit zu Zeit als Avatara auf Erden nieder.“ So verhiess Gott in der Bhagavadgita.

Mehr als hundert Male bin ich seither Shri in der Meditation gegenüber gesessen. Da vergaß man, auf welchem Orte auf Erden man war. Und ich war dann immer voll tiefster Rührung und Ehrfurcht, wenn ich die Augen öffnete und sah, daß der erhabene alte Mann in tiefer Stille und gleichsam der geistigen Sonne hingegeben, hell vor mir saß und sich dann erhob und mir mit kühler Sandelpaste die Zeichen auf Scheitel, Stirn und Halsgrube machte, um zu helfen, daß meine geistigen Augen sich öffneten.

Mit der Strohmatte aus Kushagras und einem Rehfell und einem Tuch unterm Arm kam ich das nächste Mal zur Meditation. Nicht mehr krampfhaft, sondern mit gelösten Gliedern und so, wie es mir am bequemsten war, setzte ich mich hin. Manchmal kamen Menschen und gingen wieder. Der Diener richtete auf einer silbernen Platte mit vielen silbernen Schalen Shris Mittagsmahl an, das einzige Mahl, das er jeden Tag zu sich nahm. Ich war erstaunt, daß mich das alles nicht im

geringsten störte.

Immer von neuem versuchte ich, mich in der Meditation zu konzentrieren. Und manchmal kamen majestätische Bilder. Doch heimlich ahnte ich, das war nur eine Verführung, die gefahrvoll war, weil sie einen festhielt und mit Stolz aufblähte. Auch diesen Stolz über das, was man geschaut hatte, mußte man erst mühsam wegräumen, ebenso wie alles andere Geröll, alle Unruhe, alle seelische Unreinheit. Man mußte in die Stille kommen, wie an die Küste eines unbekanntes Meeres; dort an der Küste des Unbekannten mußte man lauschend und hingebungsvoll warten, bis die verborgene Welt – wenn es ihr so gefiel – einen mit hinein nahm in ihr Leben.

Wenn ich mich nach meinen stümperhaften Versuchen zu meditieren vom Boden erhob, da taten mir meist alle Glieder weh. Und doch war ich wunderbar erquickt, und tiefer erhellt als vorher strahlte ringsum die irdische Welt, die mich umgab.

Es dauerte eine Reihe von Jahren, bis ich nach vielen leidvollen Erfahrungen in Indien ahnen lernte, was die vier Stufen der Meditation bedeuten und was Meditation ist: Ein Sich-Abwenden von seinem egoistischen Selbst und Sich-Hinordnen auf die Göttliche Welt, auf das wahre Sein.

„Das hat freilich wenig Sinn“, sagte Shri, „wenn man nur gelegentlich und zu einer bestimmten Tagesstunde meditiert“. Shri schärfte mir oftmals ein: „Vierundzwanzig Stunden am Tag, schlafend und wachend muß man in dieser Seelenhaltung leben, sich öffnen, sich ständig hingeben.“ Die ersten Stufen der Meditation, von denen mir Shri am See Nainital erzählte, das Sitzen, das Atmen sind nur Vorbereitungen dazu; wie auch ein Bad und das Anziehen eines reinen Kleides vor der Meditation eine äußere Vorbereitung ist.

Wenn man mit untergeschlagenen Beinen und mit vollkommen lotrechter Wirbelsäule sitzt, vermag man nach längerer Übung stundenlang bequem und entspannt zu sitzen, ohne müde zu werden. Der Körper stört nicht mehr. Schon auf den Bildwerken einer jüngst aufgedeckten Kultur im Indusdal, die mindestens fünftausend Jahre alt ist, sieht man die Menschen in der gleichen Haltung in der Meditation sitzen, wie es der indische Yogi heute noch tut.

Auch das geregelte Atmen ist eine in Indien seit Jahrtausenden gepflegte und noch heute gelehrte Kunst. Wenn der Atem ruhiger wird, dann wird auch der schweifende Geist ruhiger. Denn es besteht eine Wechselwirkung zwischen dem Atemstrom und dem Menscheng Geist. Aber die indischen Heiligen Schriften sagen oftmals: durch Beherrschung des Atems wird Gott nicht erreicht. Auch Atemübungen sind nur Hilfsmittel. Bei dem, was man in Europa oft unter Yoga versteht, beim sogenannten Hathayoga, der sich vorzugsweise mit dem Leib beschäftigt, sind diese Hilfsmittel allerdings zur Hauptsache geworden. Man kann, wie viele ernsthaft behaupten, manches dadurch erlangen, zum Beispiel einen kraftvollen Leib, der ungezählte Jahre in jugendlicher Frische und Gesundheit zu leben

vermag. Auch ungeahnte Macht und starke Kräfte kann man so gewinnen. Bekannt ist die Antwort, die der große Buddha dem Yogi gab, der sich brüstete, daß er nach zwanzig Jahren harter Übung gelernt habe, auf dem Wasser zu wandeln: „Was ist das schon!“ sagte Buddha. „Für die kleinste Kupfermünze rudert dich der Fährmann über den Fluß.“

„Vergeude nicht viel Zeit für Übungen im Hathayoga“, sagte mir mein Lehrer Shri einmal. „Das hast du in einem früheren Erdenleben bereits getan. Ungeahnte Kräfte könnten in dir erwachen, die bloß eine Versuchung sind und dich auf deinem jetzigen Wege hindern würden.“

Das Mantra-Sprechen jedoch führt ins Wesentliche hinein. Wenn man in einem Sanskrit-Wörterbuch die Bedeutung des Wortes Mantra sucht, findet man folgende Übersetzungsversuche: vedische Hymne, geheiligtes Gebet, ein Zauberspruch, ein Geheimnis, eine Beschwörung, die Zeile eines Gebets, die einer Gottheit geweiht ist usw. Doch das alles sind nur äußere Bedeutungen. Der indische Wahrheits-sucher, ob er nun den Pfad der Werke (Karma) oder den Pfad der Weisheit (Jnana) oder den Pfad der erkennenden dienenden Liebe geht (Bhakti), ist davon über-zeugt, daß der Mantra, den er spricht, und die Gottheit, die er damit anruft, vollkommen eins sind. Das erklärt die Ehrfurcht vor dem Mantra und die Wichtig-keit des korrekten Aussprechens und die Gefahren beim eigennützigem Mißbrauch. Mehr Ehrfurcht hat der Hindu vor dem Wort als der Mensch im Abendland. Nicht nur das lebendige Wort des Mantra, sondern überhaupt jeder Laut der Sprache, jede Silbe, jedes Wort wird im Sanskrit Akshara genannt, das bedeutet: Das Unzerstörbare. Akshara, der Unzerstörbare, so heißt auch Gott.

Der wahre Mantra wird nicht gesprochen, sondern gesungen. Mit geöffneter Seele sucht der indische Gottgeweihte jenen Göttlichen Klang, jenen Mantra zu erlauschen und nachzusingen, zu dem sich aller irdische Klang bloß wie ein Schatten verhält.

Brahma, der Schöpfer, wird in den indischen Heiligen Schriften „der erste Sänger“ genannt. Man sagt, aus dem Mantra, den er sang, sei die Schöpfung unseres Weltalls entsprossen.

Dem Abendland dünkt solche Kunde höchst fremd und erstaunlich. Und doch gibt es auch im Westen Spuren von ähnlichem geistigen Wissen. Immer wieder mußte ich in Indien betroffen an den Anfang des Johannesevangeliums denken: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort ... alle Dinge sind durch dasselbige gemacht ...“

Vaman

Gegen Schluß meines Aufenthaltes in Nainital, vor der Abreise nach Almora, gelang es mir endlich, einen Mantra zur Zufriedenheit Shri's zu singen. Er rief: „Nicht mehr Walther, sondern Vaman. Dein Name ist fortan Vamandas, Diener des Vaman!“

„Wer ist Vaman?“ fragte ich. „Wann ist Er auf die Erde herabgestiegen (Avatara)?“

„Vor vielen tausend Jahren“, sagte Shri und sah mich freundlich an. „Vaman war klein von Gestalt, aber er hat die ‚drei Welten‘ erobert.“

Die Geschichte Vamans, das ist die Geschichte von den „drei gewaltigen Schritten des ‚Weithinschreitenden‘ und noch zahllose andere Geschichten von den Taten Gottes sollte ich im Verlauf der nächsten Jahre kennen lernen. Shri Maharaj erzählte mir viele dieser Geschichten und Rana erzählte und der indische Kontorist Joshi erzählte und einfache Bauern und Kulis, die niemals lesen und schreiben gelernt hatten, erzählten sie mir. Denn diese Geschichten leben in den Herzen der Hindus. Aber fast jeder erzählte sie ein wenig anders. Wie in verschiedenen Tiefenschichten eines unendlichen Ozeans bekam manchmal die gleiche Geschichte, von verschiedenen Menschen erzählt, oft einen ganz anderen Glanz und ein anderes Leben. Und dieselben Geschichten wandelten sich auch weiterhin, wurden hintergründiger und durchscheinender, wenn ich sie später im Urtext wieder und immer wieder las. Es war, als wüchsen sie nach oben, aber auch tiefer hinab zum Grund; aber ihr Grund war unergründlich, denn ihr Grund war Gott Selbst, den meine Freunde mit dem Namen Krishna benannten und aus dessen Fülle die Göttlichen Heilande, die Avatare, in die Welten herabstiegen. Vaman war einer der Avatare Gottes.

Vamandas, Diener des Vaman, nannten mich Shri und Rana und alle Hindus, denen ich begegnete.

Im Autobus fuhr ich von Nainital nach Almora, tiefer in den Himalaja hinein. Ich saß neben dem Wagenlenker des riesigen, abgeschabten Chevrolet-Wagens. Das Göttliche Wort AUM war über dem Steuerrad auf das Blech gemalt. Friedvolle luftige Fahrt, die vielen zahllosen Windungen und Kehren der Straße hinunter. Agaven, Schluchten, sonnenverbrannte Felder.

Plötzlich hielt der Autobus. Vor uns standen lange Autokolonnen in der brütenden Sonne und verstopften die Straße. Zwei Autobusse waren zusammengestoßen und ein Chauffeur war ernstlich verwundet. Zerbeultes, zerrissenes Blech. Niemand rührte die Wagen an. Es war zehn Uhr morgens und es hieß, wir hätten bis zwei Uhr nachmittags zu warten, bis die Polizei kommen und den Tatbestand aufnehmen würde.

Ich wunderte mich selbst, daß ich nicht im mindesten ungeduldig war. Immer neue Wagen kamen. Immer länger wurde die Wagenschlange nach beiden Seiten der sich windenden Straße. Ein buntes Volksleben hatte sich rings entwickelt. Männer, Frauen, Kinder, Pilger aus allen Teilen Indiens lagerten auf der Straßentrüstung und im Staub des Bodens und auf dem Berghang. Mit Joshi, einem jungen Menschen, den mir Shri mitgegeben hatte, ging ich auf und ab. Während wir auf die Polizei warteten, erzählte er mir die Geschichte von Vaman. Joshi war dabei gewesen, als mir Shri den neuen Namen Vamandas gab.

In Gestalt des Brahmanenknaben Vaman war Gott zur Erde niedergestiegen. Damals beherrschte der mächtige Dämonenkönig Bali die drei Welten, das heißt die Erde, die Unterwelt und sogar das Himmelreich. Bescheiden ging der Knabe Vaman zu dem Gewaltigen und bat ihn, er möge Ihm einen Wunsch erfüllen. Lachend gewährte der Stolze im voraus jede Bitte, obwohl der oberste Priester der Dämonen, Balis Guru, ihn warnte. Der Knabe bat um so viel Grund, wie Er mit dreien Seiner Schritte zu bedecken vermöchte.

Vamana tat den ersten Schritt.

Stauend und erschreckt sah der übermütige König und sahen alle Versammelten, daß der kleine Knabe im Schreiten wuchs; bis in die Wolken wuchs Er empor. Kein Fleckchen Grund, kein Wasserrinnsal, kein Stäubchen Sand gab es in Balis unermeßlichem Reich, gab es auf der ganzen Erde und in allen Sternenwelten, das nicht vom Fuß des Weithinschreitenden bedeckt wurde.

Vaman tat den zweiten Schritt. Und nun sah Bali, dessen Augen zum geistigen Schauen geöffnet wurden, daß es nicht bloß in der gegenwärtigen, sichtbaren Welt, sondern auch in der zukünftigen Welt und im Himmel kein Fleckchen Grund gab, das nicht vom Fuße Vamans bedeckt war.

Wie Donnerrollen klang die Stimme Vamans aus den Wolken: „Bali, wo ist ein Stückchen Grund, das dir gehört, worauf Ich Meinen Fuß beim dritten Schritt setzen könnte?“

Bebend stammelte Bali: „Setze, o setze Deinen Fuß auf mein Haupt!“

Der Ahnungslose wusste noch nicht, daß auch sein Haupt nicht sein eigen war, sondern Gott gehörte. – Doch Vaman setzte Seinen Fuß auf Balis Haupt. Und die Berührung mit dem alles heiligenden Fuß Gottes nahm dem Dämon nicht nur seine Macht und Machtgier weg; sie nahm auch seine Dunkelheit weg. Bali wurde durch die Berührung mit Gottes Fuß erlöst. In unsäglicher Liebe wusch Bali tränenüberströmt Gottes heilige Füße, die der Grund des Weltalls sind.

Bali wird als einer der geliebten Freunde Gottes gepriesen.

„Ein Tropfen des Wassers, mit dem Bali die Füße Vamans wusch, wurde versprüht“, so erzählte mir der kleine Angestellte aus dem indischen Kramladen, der mich begleitete. „Ein Tropfen des Wassers, das Gottes Füße berührt hatte, sank hinab in unsere Welt und wurde zum Gangesstrom, der entsühnend Indien durchströmt.“

Die Menschenmasse auf der Straße war in wimmelnde Bewegung geraten. Einer von den vielen hundert Menschen hatte den erstaunlichen Gedanken gehabt, an der Berglehne die Böschung der Straße ein wenig abzugraben. Der weiche Schutt strömte herab und die Fahrbahn verbreiterte sich. Schlau schlüpfte ein winziges Auto hindurch und nun ging ein Schrei durch die Menge. Viele kletterten eiligst in ihre Wagen, und während nun Dutzende schaufelten und gruben, setzten sich auch die mächtigen Autobusse in Bewegung. Wir fuhren weiter nach Norden ins höhere Gebirge empor, – ohne auf die Polizei zu warten.

Nun spielte wieder Wind um mein heißes Gesicht. Aus einer engen Waldschlucht waren wir auf freie Höhe gekommen. Staunend blickte ich mich um. In Terrassen, in Wildströmen, in Hainen von rot- und violettblühenden Bäumen und Silbereichen fiel das Land ab. Reis und Weizen wuchsen in der Tiefe, knapp über den Steintrümmern des Flusses. Dicht am Ufer unter einem hohen Felsen erhob sich die Steinhütte eines verstorbenen Mahatmas. Der Wagen hielt mit knirschenden Bremsen einen Augenblick. Der Chauffeur sprang von seinem Sitz, um rasch ein paar blühende Zweige eines heiligen Strauches zu pflücken. Weiter fuhren wir in dichtgedrängter Wagenkolonne. Büffel saßen an einer Flußerweiterung im Wasser. Ungeheure Wipfel mir völlig fremder Bäume wölbten sich über Strohdächer. Pilger kamen uns entgegen, manche halbnackt; von der Gangesquelle kehrten sie zurück. Einer in orangenem Überwurf winkte uns zu. Ich winkte zurück. Ich war einer von ihnen, auf der Pilgerfahrt wie sie. Es war beglückend, daß dieses Land mich mit offenen Armen aufgenommen hatte.

„In der Regenzeit sind alle diese fast ausgetrockneten Ströme voll Wasser“, sagte mein Begleiter. „Alle diese braungelben Terrassenberge werden grün.“

Kurz darauf erschütterte ein ungeheurer Donnerschlag die Luft. Die Sonne verschwand. Wasser stürzte in peitschenden Strömen vom Himmel nieder. Eiligst bemühten wir uns, auf beiden Seiten die im Wind knatternde Schutzleinwand herabzuholen und zu befestigen. Es half nichts. Überall drang der wilde Regen hindurch. Tropfnaß saßen wir, zusammengekauert, während die Blitze dicht neben uns niederfuhren und der Donner in dem Wald schmetterte. „Die Regenzeit hat begonnen, hat verfrüht begonnen“, flüsterten die Fahrgäste.

Schlingernd fuhr der schwere Wagen, der nur sehr mühsam zu steuern war, über die von Bergbächen überschwemmte Straße, durch Wasser und durch Wald, den plötzlich grauer Nebel erfüllte. Schützend drückte mein Nachbar ein Bild an sich. Es stellte Krishna dar. Krishna war als lächelnder Knabe abgebildet, umgeben von der heiligen Silbe AUM. Zahllose ungeborene Welten waren in den Schlingen der Silbe AUM zu sehen, denn nach dem Glauben der Inder hat sich alle Schöpfung aus dieser Göttlichen Silbe entfaltet und wird von Ihr getragen und wird am Weltende einst wieder in diese Silbe AUM eingehen, in der Gott wohnt.

Dürstend trank das ausgetrocknete Land die belebende Wasserflut.

Svami Nityananda

Die Stadt Almora liegt hoch auf einem schmalen Bergrücken. Zu beiden Seiten öffnet sich ein majestätischer Rundblick in gelbgraues Terrassenland hinab und auf den Bergkreis empor. Jedoch der Schnee der eigentlichen Bergriesen ist bis jetzt immer noch verhüllt geblieben.

Die auf einem schmalen Grat sich hinziehende Stadt war lange Zeit die Hauptstadt des unabhängigen Königreiches Kumaon gewesen. Vor etwas mehr als hundert Jahren haben die Engländer die Bergstadt erstürmt. In der einstigen Königsburg auf einem steilen Felsen befinden sich nun die Gerichtshöfe. In der Stadt wimmelt es von Rechtsanwälten.

Das Hotel in Almora hatte einen königlichen Namen, hohe Preise – und Ungeziefer. Wenn ich mich als Neuling über Wanzen beschwerte, brachte man dienstwillig noch mehr Teppiche, als schon ohnehin am Boden lagen, bis Rana eintraf und auf seinen leisen, höflichmilitärischen Wunsch alle diese Brutstätten für einen Tag ins Freie, in die Sonne gelegt wurden. Das brachte Erleichterung. Anschließend an unsere Zimmerreihe war eine Terrasse mit herrlicher Aussicht auf die zahllosen, abfallenden Stufen des Vorgebirges, auf dem sich die Stadt erhebt. Wenn der Himmel wolkenlos war, lagen da im Norden, jenseits der Täler, die höchsten Schneekämme des Himalaja. Aber mein eigenes Zimmer öffnete sich zwar dieser Aussicht zu, aber zunächst in den Raum, welcher der menschlichen Notdurft diente (Kübelssystem). Statt die Menschen zu lieben, begann ich manchmal, einige zu hassen. Statt mich über den malerischen Volksauflauf zu freuen, der immer um das Hotel versammelt war, litt ich darunter und unter all den eindringlichen Geräuschen und Gerüchen, die das Haus Tag und Nacht erfüllten. Es war eine Prüfung für mich, die ich anfangs sehr schlecht bestand.

Auch in diesem Haus behielt Shri Maharaj zu meinem Staunen immer seinen hellen Gleichmut. Er schien die landesübliche Musikkapelle gar nicht zu bemerken, die vor den Pforten des Hotels tagaus, tagein ihre schmetternden Weisen spielte, Aufforderung zum Besuch einer Kinovorstellung oder Anpreisung des chemischen Heilmittels einer europäischen Firma. Anscheinend sah er nichts, aber wenn ich einmal einen ungunstigen Gedanken in der Seele hatte, dann merkte er es gewiß. Schweigend und höchstens leise den Kopf schüttelnd sah er mich an. Und das war mehr als eine Strafe. Sein eigenes Zimmer war nach wenigen Stunden trotz all dieser Umgebung ein ruhevolleres, helles Heiligtum geworden und es war auch in Almora ein unsägliches Glück, in seiner Gegenwart meditieren zu dürfen. So machte ich mühsam meine ersten Schritte in eine völlig indische Umwelt, denn in Nainital hatte ich auf Wunsch Shris in der Pension der Parsi noch auf europäische Weise gelebt. Nur kein Fleisch hatte ich mehr gegessen. Aber lange, lange brauchte ich, um die ganz andersartige, indische Kost lieben zu lernen, die auch in

dem Hotel in Almora von dem Koch Shri Maharajs bereitet wurde.

Eines Abends brachte mir der Sekretär von Shri einen Brief. Shris Schwiegersohn, der gerade zu Besuch war, lachte. Ich fragte, warum er lache. Er sagte: „Auch mir schickt Shri immer, wenn er mit mir unzufrieden ist, einen solchen Brief“. Das Schreiben enthielt einfache, liebevolle Weisungen für mein Leben, etwa:

„Regle deine Mahlzeiten sorgfältig. Iß täglich nur einmal Reis. Iß wenig am Abend.“

„Lerne es, geduldig zu sein und nicht gereizt zu werden.“

„Überwinde Furcht und Nervosität. Denke an Kraft, und du wirst stark sein.“

„Lerne es, ein einfaches und lauterer Leben zu führen.“

„Es bedeutet nicht viel, zum Manasarovar-See und zum Berg Kailash zu gehen. Der wahre Kailash liegt in dir selbst. Den mußt du zu erreichen suchen!“

Shri, Rana und ich saßen in Meditation versunken auf der Bodenmatte. Ich hatte eine schwere Stunde hinter mir. Es war mir gelungen, innerlich darauf zu verzichten, schon in diesem Jahre die weite Pilgerfahrt in das verschlossene Reich des Manasarovar-Sees und des Kailash zu unternehmen. Ich hatte endlich eingesehen, daß Shri recht hatte, daß ich körperlich der harten Wanderung noch nicht gewachsen war und vor allem seelisch noch nicht reif dazu war. Ich mußte erst noch viel lernen.

Da trat ein fremder Mann ins Zimmer. Er war fast nackt, hatte langes, graubraunes, mit Asche bestäubtes Haar zu einem hohen Bausch am Scheitel aufgesteckt. Sein erstaunlich heller Körper war straff und muskulös, wie der eines Jünglings – obwohl er fünfundsechzig Jahre alt war, wie ich später hörte. Seine Bekleidung bestand aus einem schmalen, orangefarbenen Lendenschurz. Um die Schultern hing ihm ein Tigerfell und ein hölzernes Zepter trug er in der Hand. Nachdem er Shri und Rana begrüßt hatte, umarmte er mich.

„Sie werden zum Kailash kommen. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie noch heuer, noch in diesem Sommer, zum Manasarovar-See und zum Kailash gelangen werden. Sie werden mit mir gehen“, sagte er zu meiner größten Verblüffung.

Das war Svami Nityananda Saraswati, der Präsident des indischen Komitees zur Förderung der uralten Pilgerfahrten zum Berge Kailash und zum Manasarovar-See. Er deutete an, daß er das kürzlich erwählte geistige Oberhaupt von über hundert Millionen Hindus sei. Beim letzten Kumbhamela-Fest in Hardwar im Himalaja, das nur alle sieben Jahre stattfindet und wo mehr als eine Million Pilger beisammen waren, sei er als der Geeignete und Würdige befunden worden, der Nachfolger der geistlichen Herrscher über den indischen Norden zu werden, und er habe den „Thron des Nordens“ bestiegen, mit allen den Ehren, die dem Erwählten gebühren.

Das Klosterreich des indischen Nordens hatte zwei Jahrhunderte hindurch keinen

Herrn, erzählte er, weil kein Würdiger gefunden worden war. Er, der nun nach zweihundert Jahren als erster wieder sich als Inhaber dieses Throns betrachtete, hat mir auf meine Fragen das folgende darüber mitgeteilt:

Shri Adi Shankaracharya, der Erneuerer des Hinduismus im Mittelalter, gründete vier Klosterburgen im Norden, im Süden, im Osten und Westen von Indien, um die religiöse und soziale Gerechtigkeit im Leben aller Hindus zu sichern. Das Oberhaupt einer jeden dieser vier Klosterburgen hat die geistige Herrschaft und Gerichtsbarkeit über den vierten Teil des riesigen indischen Reiches. Als Klosterburg des Nordens wurde Jyotirmath bestimmt; es liegt im Himalaja. Dieses Kloster hat eine Art kirchliche Gerichtsbarkeit über eine Reihe großer indischer Provinzen, sowie der Länder Kashmir und Nepal, der Stadt Kabul in Afghanistan und eines Teiles von Tibet rings um den Berg Kailash und den See Manasarovar. In einem offiziellen Schriftstück, das er mir zeigte, waren die Ehren, welche nun Svami Nityananda gebührten, in pompösen Worten angeführt:

„Der große Heilige der Heiligen, der alle geistigen Bereiche beherrscht, der ein weit fortgeschrittener und großer Yogi ist mit der Macht, zu erklären, auszulegen und die Einweihung zu vollziehen, der die Meisterschaft über alle religiösen Texte hat, der die Macht erhalten hat, die vier vedischen Kasten zu bestrafen, die Brahmanen, die Kshatriyas, die Vaishyas, und die Shudras; der die Aufsicht über alle Asketen hat, der die unumschränkte Gewalt hat, die Regeln und Gesetze im religiösen und sozialen Leben aller Schüler durchzusetzen und dessen Genehmigung und Anerkennung erforderlich ist, ehe die Herrscher aller einheimischen Staaten in diesem großen Gebiet ihre Throne besteigen dürfen; welcher der geistige Regent über hundert Millionen Hindus ist, er hat hiermit den Thron des Nordreiches bestiegen, um dort die sozialen und religiösen Gesetze in voller Macht zu verwalten ...“

Dieser Mann drängte darauf, daß ich noch im gleichen Jahr die Wanderung zu dem Manasarovar-See mit ihm antreten solle. „Denn später werde ich unzugänglich sein“, teilte er mir mit. „Da werde ich in einem Palankin getragen werden, strengste Zeremonien und Schweigegebote und Fackeln und viele Diener werden dann stets um mich sein.“

In dem orangefarbenen Mantel eines Pilgrims sollte ich die Wanderung unternehmen. Auf Wunsch Nityanandas sollte ich in das Ashram, das Haus der Pilger übersiedeln, dem wir noch am gleichen Tage einen Besuch abstatteten. „Es wird dir gut tun, unter den Sadhus zu wohnen. Es wird deine Seele rein machen“, sagte er. Am liebsten hätte er mich sofort dort behalten, wenn Shri nicht sanften Einspruch erhoben hätte.

Nityananda war ein Diktator. Er stammte aus Südindien und sprach geläufiger Englisch als Hindi. Seine Gesichtszüge waren eher die eines Russen als die eines Inders. Angetan mit dem orangenen schmalen Schurz und dem Tigerfell, sonst nackt, ging und schlief er Sommer und Winter, auch im Hochgebirge. In solcher

Kleidung, ein dunkles Holzzepter in der Hand, besuchte er den englischen Vizekönig von Indien und die Minister und Maharajas, mit denen er befreundet war. Nityananda war einstmals zu einer ganz anderen Laufbahn bestimmt gewesen. Er war ein berühmter junger Rechtsanwalt mit einem riesigen Einkommen gewesen, dann viele Jahre lang Statthalter von drei vereinigten indischen Distrikten, so groß wie manches europäische Königreich. Als ein sehr mächtiger Mann fand er endlich seinen Guru, entsagte plötzlich der Welt, gab alles auf, Frau, Kinder, Einkommen, Stellung, Macht – ging für viele Jahre in eine Felsenhöhle und wurde ein Asket. Er erzählte uns, daß er in der Einsamkeit den Befehl Gottes erhalten hatte, die mit maßlosen Schwierigkeiten verbundenen Pilgerfahrten zum Manasarovar-See und dem Berg Kailash wieder zu erneuern.

Während wir rings um ihn und Shri auf dem Boden kauerten, entwickelte Nityananda seine Pläne. Er werde elektrisches Licht und Sauberkeit in die tibetischen Lamaklöster bringen. Er werde ein halbes hundert Pilgerhäuser am Wege bauen. Er erwog und verwarf die Möglichkeiten eines Flugverkehrs: die tibetische Hochebene sei wohl glatt wie ein Tisch, ausgezeichnet zum Landen, aber die Stürme über dem Gebirgskamm seien zu stark. Ich schauerte fast, als er mit Nachdruck erklärte: „Niemand darf auf dieser Pilgerfahrt sterben“, und hinzufügte: „Ich verzichte nie.“

Unter großem Aufsehen der Bevölkerung von Almora fuhr ich am Nachmittag im Auto mit meinem Guru Shri Maharaj und Svami Nityananda zu dem Pilgerhaus. Ein ganz schmaler, vielgewundener Fahrweg führte steil über den Abhängen tief in den blühenden Wald hinein. Das letzte Stück mußten wir auf hohen Steinstufen ersteigen. Oben auf der Terrasse standen etwa ein Dutzend Pilger, Gesicht und Hals und Arme festlich mit farbiger Asche bestrichen, und sangen in feierlichem freudigen Chor zu unserm Empfang:

„AUM, AUM, AUM ...
Hare Krishna Hare Krishna ...
Hare Rama Hare Rama ...“

Mit unsäglicher Macht hallten die Gottesnamen und das heilige Wort AUM über Gebirge und Täler und durch den Wald und über unsere Herzen, als wir die Stufen erstiegen. Der Gesang, die Worte des Gesanges, die Melodie des Gesanges, das Geheimnis, das ich dahinter fühlte, zogen mich mit unwiderstehlicher Gewalt an, wie bisher nichts in meinem Leben.

Die Dämmerung brach herein. Während uns wieder der feierliche Chorgesang des AUM aus der Höhe umhüllte, fuhr ich mit Shri durch schwarze Waldnacht nochmals im Auto nach Almora zurück. Beim Schein einer Kerze packte ich im Hotel meine Sachen. Am nächsten Tage brachte mich Shri selbst in das Pilgerhaus.

Es war ein großer schöner, aber furchtbar verwahrloster Bungalow mit Säulenhallen auf allen Seiten, den man zum Ashram umgestaltet hatte. Ich bekam ein eigenes Zimmer. Es hatte zwei Fenster und eine Glastüre. „Wirf alle Stühle bis auf einen oder zwei hinaus!“ riet mir Shri. Ich tat es. Nun bestand die Einrichtung im wesentlichen aus einem Tisch und einer großen, sehr schmutzigen Matte auf dem Boden.

Ich erfuhr, daß Shri nach ein oder zwei Tagen abreisen und vielleicht erst nach Wochen wieder zurückkommen würde. Als mich der Lehrer verlassen hatte und die Waldwipfel um das fremde abendliche Haus rauschten, wußte ich: Nun erst bin ich ganz allein.

Tagebuch aus dem Himalaja

Es ist die erste Nacht in dem Ashram. Von acht bis neun Uhr abends saß ich in der Reihe der Svamis auf meiner kleinen Matte aus Kushagras auf dem Steinboden. Das Licht kam von einer kleinen Petroleumlampe. Die Svamis kauerten dichtgedrängt längs der Wände. Nur einer mit fanatischen dunklen Augen hatte sich in die Mitte des Raumes hingepflanzt. Er wurde von den anderen gerüttelt und gepufft, er sollte wegrücken. Er merkte es nicht im mindesten. Er war gleich in tiefe Trance versunken. Manchmal schien er mich mit verdrehten starren Augäpfeln durchdringend anzublicken, aber in Wirklichkeit war er weit weg.

Mehr als eine Stunde sangen die Männer Hymnen zum Preise Shivas, des Göttlichen Zerstörers, der das Irdische zerstört und den Geist frei macht. Immer nimmt einer von ihnen in freudigem Anlauf eine neue Zeile auf, eine Welle schlägt an. Die nächste Welle. Hunderte.

Es ist kein pflichtgemäßes Beten. Nein, freudiges, kraftbewußtes, jauchzendes Singen. So wie ein Athlet im Abendland freudig, mit allen Muskeln spielend, die Kraft seines wohlgebildeten Körpers erprobt, so erproben sie, gebrauchen sie jauchzend die Kraft der Seele.

Anfangs waren es bloß scheue Gespräche mit dem schwächtigen, fast bartlosen Tamilen aus Südindien, der sich meiner angenommen hatte. Er war ursprünglich Buchhandlungsgehilfe in Madras gewesen. Als ich ihn fragte, ob er Eltern und Geschwister habe, war es ihm peinlich. Er schien nicht zu wissen, ob sie noch leben. Weil ein Svami auf den Heimatort, auf die Eltern, auf alles, was ihn bindet, verzichten muß, so wie man den eigenen Körper vergessen muß, deshalb ist er aus dem Süden nach dem Norden, dem Himalaja gegangen. Fünf Jahre hat er in Rishikesh gelebt, in einem anderen Teil des Himalaja, als Schüler seines Guru. Nun will er zum Kailash gehen. Er ist noch jung, erst fünfundzwanzig Jahre und vielleicht ein wenig fanatisch.

Erquickt um halb sechs Uhr früh erwacht. Leichter Regen. Schwer hängen die Wolken über den Vorbergen des Himalaja. Ich mache mein Bett, das heißt, ich hänge die Decke, auf der ich am Boden schlief, und die andere, mit der ich mich zudeckte, draußen in der Säulenhalle auf. Heute gab es keine Wanzen, die sonst in ganzen Heerzügen wanderten. Mit den Wanzen ist es wahrscheinlich wie im Schützengrabenkrieg. Nur die Neulinge sind verloren.

Der kleine Tamile hat mich belehrt, ich soll mich nicht zu nahe zur Wand legen. Er war entsetzt bei dem Gedanken, eine Wanze zu töten, und überzeugt, dann als solches Ungeziefer im nächsten Leben wiedergeboren zu werden. – Als ich Shri fragte, war dieser ganz anderer Ansicht: „Töte sie“, sagte er. „Wenn du die Tiere bloß ins Freie wirfst, kommen sie wieder und quälen die anderen Svamis. Es ist

böses Leben.“ – Aber Rana meinte: „Es ist gut, wenn dich die Wanzen in der Nacht ärgern. Sie erinnern dich, daß du eigentlich meditieren sollst.“

Etwas Seltsames hat mir der junge Tamile von Mahatma Gandhi erzählt. Gandhi hatte sein eigenes Ashram eröffnet und die Menschen kamen zu ihm, damit er sie Yoga lehre. Doch statt der erwarteten höheren Yogaübungen ließ er seine Schüler zuerst die Latrinen fegen. Und als sie zögerten, machte der Mahatma es ihnen vor. Denn Yoga ist Dienst! – Shivananda, der Guru des Tamilen, sagte ihm einmal: „Wenn einer schon ein weit und breit berühmter Yogi ist, muß er doch jederzeit bereit sein, mitten im Gewühl seiner Schüler und Anhänger, ohne jede falsche Demut auf dem Bahnhof einen Koffer auf dem Kopf zu tragen. Wenn er das nicht kann, ist er kein wahrer Yogi.“ Der junge Svami Nijabodha lebt nach diesen Lehren. Manchmal kommt mir der häßliche, magere Mensch, der mir freudig hilft und mir dient, wie ein Lichtengel vor; er ist es durch Yoga geworden.

In dem tiefen Frieden nach der Meditation sitze ich in meinem Zimmer. Die Fenster sind offen. Ich blicke auf die stillen sonnigen Terrassenabhänge des Dorfes Kalamati, jenseits der Talmulde. Dann wanderte ich in der hellen Morgensonne ein Stück in das Tal hinab. Von der Ferne sah ich dort dunkelgrau eine steile spitze Kuppel aufragen, die in einen aufgerichteten Lingamstein ausläuft, ein Symbol der kosmischen Zeugungskraft. Als ich näher kam, sah ich, daß es ein alter Shivatempel ist. Knapp vor dem Tor erhebt sich ein ungeheurer, jüngst vom Blitz zerschmetterter, verkohlter Baum.

Große steinerne Wasserbecken befinden sich in den Abhängen oberhalb und unterhalb des Tempels. In dem oberen Becken hatten sich zwei nackte, dunkelbraune Männer eben weiß eingeseift und wuschen sich gründlich. Ich zog meine Schuhe und Strümpfe aus und wusch ebenfalls meine Füße und Hände. Freundlich rückte der eine Mann sein Kupfergefäß von dem Wasserstrahl weg, damit ich mich waschen konnte.

Ich ging barfüßig bis zur Schwelle des altersgrauen Tempels, dessen Dach zerfällt und beugte tief, in Ehrerbietung, das Haupt zum Boden. Die Männer im orangefarbenen Umhang freuten sich und nickten mir zu. Jetzt weiß ich, wohin sie aus dem Pilgerhaus täglich gehen, mit ihren Kupfer- und Messinggefäßen, obwohl doch die gute Quelle neben dem Ashram sprudelt. Sie holen Wasser aus dem alten Shivatempel und baden dort.

Shiva, der Zerstörer, ist der Gott der Yogis. Der Gott des Todes und der Auferstehung.

Man hat mir erzählt, wer sich den Göttlichen Erlöser Rama als Herrn erwählt hat und Ihn anbeten will, muß vorher drei Monate oder sechs Monate Shiva verehren. – Rama, Narayana, Brahma, Vishnu, Shiva, Vaman alles sind nur verschiedene Aspekte des einen allmächtigen Gottes, Bhagavan Krishna.

In dem gepflasterten großen viereckigen Becken tief zu Füßen des Tempels ist nichts als grüner Schlamm, nur an einer Stelle quillt es hell und klar. Dort steht ein

Mann im Feuchten und schöpft aus einer Schale. Auch er winkt mir, mich niederzusetzen. Zerbröckelte Hallen sind an der Stirnseite des Teiches. Kleine viereckige Hütten rings verstreut, alle mit dem Lingamstein gekrönt. In einer der Hallen sehe ich eine Matte, da verbringen einzelne Menschen die Nacht.

Rings um den Tempel dehnen sich ernst und großartig die düster grünen Abhänge des Gebirges, zu einer weiten Schale gewölbt. Ich sitze auf dem Rasen zwischen Kuhfladen wie auf einer Alpenweide. Wenn ich den Kopf wende, sehe ich, wie das Land in Grasabhängen abfällt, in Tälerfalten mit vielen Ziegenpfaden. In der Tiefe eine Waldwelt.

Dunkelgraue Wolkengebirge liegen über den Gebirgen im Westen.

Ein in Stein gehauenes Dämonentier verharrt betend auf den Steinplatten vor dem Tempel zwischen grasenden Pferden und Kühen. Auch oben auf der abge-schrägten, bemoosten Steinpyramide des Daches steht auf einer balkonartigen Konsole ein ähnliches Dämonentier.

Ein geschwungener breiter Weg, den ich anfangs gar nicht sah, zieht hoch über Schluchten von dem Tempel zu dem Pilgerhaus empor.

„AUM“ grüßen mich freundlich die Mahatmas, die zum Bad im Tempelwasser gehen und mir begegnen. „AUM“ ruft mir frühmorgens der magere junge Tamile zum Gruß zu, wenn er mit einem Metallbecher dunklen Tees in mein Zimmer kommt und mich aufweckt.

„Aus dem Wort AUM“, so heißt es, „ist alle Sprache und sind alle Veden geboren. Die Veden sind wie die Blätter eines Baumes, der seine Wurzel im Himmel hat und nach unten wächst“.

Nun hat die Regenzeit wirklich begonnen. Donnerschläge und Himmelsfeuer, daß ich jedesmal glaube, es habe in das Gebäude des Ashram eingeschlagen. Nun, eine halbe Stunde später, herrscht friedvollste Stille, der Regen hat längst aufgehört und der Boden hat durstig alle Wassermassen aufgesogen.

Ein großes Glück ist das Schweigegebot, das mir Shri vor seiner Abreise gegeben hat. Den Vormittag über soll ich kein Wort sprechen. Wenn ich irgend etwas brauche, soll ich es den Svamis schriftlich mitteilen. – Eine starke Kraft liegt in dem wahren innerlichen Schweigen. Schweigen der Seele, nicht nur des Mundes.

Der schwächliche Svami Nijabodha und ich bilden ein seltsames Gespann. Seine Muttersprache ist tamilisch, meine ist deutsch. In englischer Sprache, die wir beide halbwegs beherrschen, unterhalten wir uns nachmittags auf langen Waldspaziergängen. Auf dem Markt und in dem Basar hat er ein wenig hindostanisch aufgeschnappt und nun versucht er, mir in freudigem Diensteifer seine eigenen geringen Sprachkenntnisse beizubringen. Leidenschaftlich hat er sich auf eine Hindostani-Grammatik gestürzt, die er bei mir entdeckt hat, und studiert sie nun des Nachts, kommt dann triumphierend mit neuen Regeln, die er eben gelernt hat. Nijabodha

ist voll Staunen, daß ich nicht rauche, nicht trinke, und daß es mir leicht fällt, kein Fleisch zu essen. Freilich, die Kost im Ashram ist karg und so scharf gewürzt, daß sie wie Feuer brennt. Gemüse und indisches Blätterbrot um elf Uhr vormittags. Ein kleiner Napf Gemüse und Brot um zehn Uhr nachts. (In den meisten indischen Ashrams gibt es aber nur eine Mahlzeit jeden Tag.) Beim Schein einer grellen Petromax-Laterne sitzen die Pilger in einer langen Reihe im Freien auf dem Boden zwischen den in der Nacht betäubend duftenden Blüten und warten auf das Essen. Menschen aus allen Teilen des riesigen Landes Indien und aus allen Kasten und Ständen sind hier zusammengekommen. Sie haben alle ihre Vergangenheit und allen ihren Besitz weggeworfen, um Sadhus zu sein. Nicht allen ist es gelungen, die Kastenunterschiede völlig zu vergessen, wie es eigentlich Vorschrift für den Sannyasi ist. Lange, manchmal erbitterte Gespräche hallen hie und da bis tief in die Nacht in meinen Schlafraum hinein. Dann ereifern sie sich über Speisegesetze. Auch Nijabodha kann stundenlang darüber reden.

Täglich rücken neue Pilger ein. Sie bedecken jeden Fleck Bodens in dem Ashram. Bald sind es hundert, die das Pilgerhaus erfüllen. Und viele andere hausen noch in verschiedenen Gebäuden der Stadt. Auch nachts kommen sie an, pochen, Einlaß fordernd, an die Glastüre des Ashram. Wie ein Lauffeuer hat sich die Kunde in ganz Indien verbreitet, daß das Komitee vollkommen für den Aufenthalt und die Ausrüstung und alle Kosten der weiten Pilgerfahrt sorgen wird. Manche sind wahre Heilige, einige tragen bloß das orangene Gewand eines Sadhu. Sie haben sich in Gruppen geteilt. Zu ebener Erde und im Dachgeschoß wird nun der Gottesdienst abgehalten. Von oben und von der Seite hallen abends die gleichen Hymnen an Shiva zu mir herein. Fast die ganze Nacht werden in der Halle vor meinen Fenstern Kisten gepackt, Ausrüstungsgegenstände sortiert. Kulis kauern wartend auf dem Boden. Ein Riesenwerk ist zu verrichten. Die nächste Bahnstation ist von Almora hundertzwanzig Kilometer entfernt. Die Pilgerstrecke ist hin und zurück etwa tausend Kilometer lang und führt über sechstausend Meter hohe Pässe. Eine Straße gibt es nicht. Jede Petromaxlampe, jeder Sack Reis muß auf dem Nacken eines Mannes geschleppt werden. Das Geld ist anscheinend knapp geworden, weil viel mehr Pilger gekommen sind, als erwartet wurden. Svami Nityananda, der alle Verantwortung auf sich genommen hat, ist mit seinem Tigerfell auf den Schultern, nach Delhi und Karachi gefahren, um bei reichen Kaufleuten Geld zu sammeln. Aber auch Indien spürt die Wirtschaftskrise. Unverrichteter Dinge und sorgenvoll und krank ist der Svami zurückgekommen. Das erstmal in seinem fünfundsiebzehnjährigen Leben hat ihn ein Fieber überfallen. Am nächsten Tag will er ungeachtet seines Zustandes nach Bombay reisen, zwei Tage und zwei Nächte fahren, um Geld für die Pilgerfahrten zu beschaffen.

„Ich verzichte nie“, sagte er abermals. „Es darf an Ausrüstungsmaterial nicht mangeln. Niemand darf auf dieser Pilgerfahrt sterben.“

Wir bilden eine große Familie in dem Pilgerhaus, eine manchmal lärmende

Familie, die freilich oft zerklüftet ist, da täglich neue Wanderer ankommen und sich einquartieren. Wir müssen zusammenrücken. Der geräumige Dachboden des Bungalows, den man auf einer Leiter erreicht, ist schon voll von Pilgern, die zum Manasarovar und zum Berg Kailash wollen. Einer von ihnen, ein kraftvoller alter Mann mit weißem Stoppelbart, hat mich unter seinen besonderen Schutz genommen. Er war früher Maschineningenieur und hat lange in Europa gelebt. Er erzählte mir, daß er in seiner Jugend tausende von Dieselmotoren in Stockholm gebaut hatte. Sein einziger Besitz ist nun ein Buch, ein Kommentar zur Bhagavad-gita von Shankaracharya. Als er sah, daß ich mich dafür interessierte, wollte er es mir sofort schenken.

Mit Mühe hielt ich ihn davon ab. Als meine Sandalen ein Loch bekamen, begleiteten er und der junge Tamile mich schützend nach Almora, damit ich Unerfahrener in der Stadt nicht betrogen würde. Der Schuster dort forderte bloß zwei Annas, das sind zehn Pfennige, für die Reparatur. Aber meine beiden Behüter wendeten dem Geldgierigen verächtlich den Rücken und zogen mich unter vielem Reden mit sich. Der Preis schien ihnen viel zu teuer. Ein anderer Schuster verlangte einen Anna, fünf Pfennige. Auch das war zu teuer. Wir wanderten straßauf und -ab, durch immer ärmlichere Gassen. Einer der vielen Flickschuster im Freien besserte schließlich den Schaden, während ich barfuß daneben saß, sachgemäß für einen halben Anna aus. Meine Begleiter waren tief befriedigt. Freudig, wie nach einer siegreichen Schlacht, zogen wir zu dritt zwischen den blühenden Büschen der Hänge zu der Pilgerherberge im Walde zurück.

Ich bin krank, habe Dysenterie bekommen. Das Wasser von Almora ist berüchtigt schlecht. Der kleine Tamile versucht, mich mit einer Medizin, die er mit sich führt, zu kurieren. Auch meine Augen brennen und tränen. Irgendeine scharfe Säure muß hineingekommen sein. Drei Tage war ich fast blind. Heute ist's ein wenig besser. Draußen strömt ununterbrochen der Regen herab. Wann kommt Shri?

Shri ist wieder da. Er ist einige Tage früher, als er beabsichtigte, zurückgekommen, weil er fühlte, daß ich ihn benötigte. Die Nächte verbringe ich zwar noch weiter in der überfüllten Pilgerherberge, aber den ganzen Tag bin ich unter der Obhut Shris in dem kleinen weißen Haus im Wald, das er Anandakutir nennt, Hütte der Seligkeit. Ein Brahmane in Almora hatte plötzlich den Einfall bekommen, ihm dieses Haus für Lebzeiten zur Verfügung zu stellen. Meine Augen sind geheilt. Shri erzählte mir, daß sich in alten Zeiten die Wahrheitssucher eine Schärfe in die Augen tropften, um zu erproben, ob sie auch unter Schmerzen ihre Gelassenheit und ihren inneren Frieden bewahren konnten. Sogar die Dysenterie ist geschwunden. Die Mahlzeiten nehme ich bei Shri ein; die zarte, leichte Kost, die von Govinda Singh, seinem Diener, mit größter Hingabe für ihn bereitet wird, tut mir gut. Die tägliche Meditation verrichte ich wieder in Shris Meditationszimmer in

seiner Gegenwart. Wenn ich die Augen aufschlage, blicke ich in sein Gesicht.

Noch immer ist es nicht entschieden, ob wir schon heuer die Wanderung über die hohen Pässe zum Manasarovar-See und zum Berg Kailash in Tibet antreten, oder ob wir diesmal nur eine kleinere Erkundungsfahrt unternehmen werden.

Shri hat mich aufgefordert, später mit ihm nach Nasik in sein Haus zu kommen und dort als sein Schüler, als sein Sohn, mit ihm zu leben.

Pilgerfahrt im Himalaja

Nach der Morgenmeditation schrieb ich Tagebuch. Da klopfte Shri Maharaj laut an die Türe des Meditationszimmers: „Wir gehen!“

Ich schrak auf und zog mir eiligst die Schuhe an. Wir gingen zu dem Pilgerhaus, wo ich zu schlafen pflegte. Die Tage verbrachte ich jetzt immer mit Shri.

Zwei gestickte Decken wurden für Shri in einen Armstuhl gebreitet. Auch ich saß diesmal auf einem Stuhl mitten unter den Sadhus, die auf dem Boden kauerten, und konnte sie ungestört betrachten.

Ihre frischgemalten Stirnzeichen hatten heute Leben wie nie zuvor. Einer der Pilger hatte sich den ganzen oberen Teil des Gesichtes mit weißer Erde eingeschmiert. Hinter diesem kauerte ein ganz junger, fast ein Knabe, dessen gebogene Stirnfalten über der Nase wie eine Lotosblume aussahen. Einer war negerhaft dunkel. Zwei oder drei Männer hatten leuchtend weiße Spitzbärte. Königlich wirkte der alte, wohlgepflegte Sannyasi, der in der Säulenhalle vor meinem Zimmer schläft und jeden Morgen umständlich, wie eine junge Schöne, seine Gesichtsbemalung vorzunehmen pflegt.

Immer neue Gesichter von Sadhus sah ich. Sie öffneten sich vor mir, gleichsam mit allen ihren Schicksalen aus früheren Leben beladen.

Wir sangen. Der dicke, von Leben strotzende, gutmütige Svami mit der hohen eingestaubten Haartolle über dem Scheitel, Aufseher der Küche, der mich besonders betreute und heute morgen gerührt an seine Brust gedrückt hatte, gab den Text und die Melodie an. Wir sangen nach.

Der Aufbruch war von großer Feierlichkeit. In Viererreihen marschierten wir. Der Maharaja, der von weit her zu dem festlichen Aufbruch gekommen war, neben diesem Shri Maharaj und ich, wir schritten zu dritt voran. Jeder von uns hatte gelbe Blumen in der Hand. Wir marschierten und sangen, daß die Straße hallte. Die Menschen vor den Häusern standen still und falteten die Hände zum Gruß. Singend und die Blumen hochhaltend gingen wir über die Steinplatten des Basars von Almora, die endlose, mit Läden gesäumte Straße auf dem Grat des Berges. Bald links, bald rechts sank der Blick hinab in das beiderseits der Stadt in Terrassen abfallende Land.

Wir sangen. Heute, da die ersten auszogen zum Kailash, zu dem heiligen Berg, der Shivas irdische Wohnung ist, war Montag, Shivas Tag. Die Namen Gottes, die wir sangen, waren wie ein wogendes Meer.

Ernst lag die ausgebreitete Landschaft zu unseren Füßen. Lange Nebelstreifen, viele Meilen weite, wanden sich wie dicke weißgraue Schlangen, die Shiva um seinen Hals geschlungen trägt.

Auf Wunsch Shris ließen wir die große Pilgerschar vorausziehen und bilden bloß eine kleine Gruppe. Die Wanderung ist bezaubernd. Sie führt durch eine viel-

gefaltete Waldwelt, wo zahllose klare Bäche den Himmel spiegeln. Von allen Seiten, durch Moos, aus Felsen und von riesigen Bäumen stürzt weißes Wasser herab. Fremdartige schöne leuchtende Blumen blühen sanft im Moos. Das Wasser, das hell von allen Seiten zusammenströmt, in Stromschnellen und Wasserfällen, wirkt gar nicht mehr irdisch. Himmelswasser, Wasser des Lebens. Der Ort, wo sich das schmale Tal zur Lichtwiese erweitert, heißt Jageshwar, das heißt: „Shiva, Herr der Welt.“

Es ist einer der heiligsten Orte in Indien, ja auf Erden. Der Kult des Linga, des Symbols der kosmischen Zeugungskraft, Shiva geweiht, ist von hier ausgegangen. Die Stätte heißt auch „der kleine Kailash“. Der große Kailash liegt weiter im Norden, in Tibet, jenseits der vergletscherten ungeheuren Kämmen des Himalaja.

Ein weitberühmter Wallfahrtsort, aber ich habe keinen einzigen Kramladen dort gesehen. Ein oder zwei Dutzend unscheinbarer Holzhäuser, eine Holzwelt, wunderbar liebevoll geschnitztes Holz. Der Lebensbaum, das blühende Sonnenrad und ähnliche Symbole rahmen rot und blau, vom Alter nachgedunkelt, alle Fenster und Türen der Hütten ein. Und am Ufer, da wo das klare Wasser strömt, liegt der Tempelhof, von einer Mauer umgeben. Zwei große Tempel Shivas und zahlreiche kleine Tempel, anderen Aspekten Gottes geweiht, ringsum. Die Shivatempel haben Holzdächer auf Balustraden, weit an allen vier Seiten vorspringend, über steilen, schrägen Türmen. Sie sind nicht Shiva, dem Zerstörer, sondern Shiva, „dem Besieger des Todes“ geweiht.

In meinem orangefarbenen, langen Sadhu-Gewand schritt ich neben Shri durch die Höfe und kühlen feuchten Vorhallen und empfing Blüten vor jeder Pforte. Ich stand vor einem Bildwerk, vor einer roten Steinstatue Hanumans, des Affenkönigs, der den Fuß auf ein zerschmettertes Untier setzt, genau so, wie auf Bildern und Statuen in christlichen Ländern der Erzengel Michael über dem stürzenden Drachen steht. Nicht mit irdischer Kraft hat Hanuman das Untier besiegt. Hanuman steht ganz ruhevoll, tief in Meditation versunken; die Hand hat er auf seine hohe Stirn gelegt. Breit wölben sich seine tierischen Backenknochen vor.

Unterwegs sah ich unter einem ungeheuren Baum ein anderes Hanumansteinbild, wie immer grellrot gefärbt. Dort trägt Hanuman einen Berg in seiner Hand. Ramas Bruder Lakshman war im Kampfe verwundet worden. Da beauftragte Rama seinen treuen Diener Hanuman, aus dem Himalaja eine bestimmte Pflanze zu holen. Hanuman flog im Nu von der Südspitze Indiens zum Himalaja. Da er aber die Pflanze dort nicht sogleich fand, riß er kurzerhand ein ganzes Gebirge mit allen seinen Wäldern und Bäumen und Kräutern aus und brachte es im Fluge zu Rama. Er meinte, die gewünschte Heilpflanze werde schon mit dabei sein.

Shiva und Rama und dessen Diener Hanuman sind die Herren dieses Gebirges und dieser Wälder. Auf Tempelmauern, auf Baumstämmen, auf Felswänden haben die Einsiedler, die in den Felsenhöhlen hausen, mit großen, roten, indischen Buch-

staben jenen Namen Gottes geschrieben, der ihnen am liebsten ist: Rama, Rama, Rama ... In seinem Herzen trägt Hanuman leuchtend den Namen Rama eingeritzt. Es heißt in den Heiligen Schriften, dieser Gottesname gebe ihm alle seine Kraft.

Es gibt etwa eine Million Dörfer in Indien. Vor der Mehrzahl dieser Dörfer befindet sich ein kleiner Hanumantempel. Das Volk glaubt, Hanuman halte die Dämonen ab, in das Dorf einzudringen.

Es geht mir unendlich gut. Wir wandern und reiten friedvoll in Regen und Sonne durch den endlosen Wald. Eine Wanderung, wie von dem Märchenmaler Schwind, vom Dichter Eichendorff geschildert – aber heilig. Man geht aus dem winzigen Dorf den brausenden Fluß aufwärts, und aus den strömenden Wassern neigt sich Gott einem zu!

Ich sitze auf dem Lehm Boden einer großen Stube unter dem altersbraunen niedrigen Dachgebälk in einem Nebengebäude des Shivatempels. Es ist eine Pilgerherberge, in der wir hausen. Ein grelles Petromaxlicht ist an einem Dachbalken aufgehängt. Mit dem Kopf stößt man an das niedrige Gebälk an, wenn man unachtsam ist. Und doch ist dieser Dachboden ein geheiligter Raum. Derzeit ist die Stube voll Menschen. Shri sitzt auf einer gestickten Seidenmatte wie auf einem Thron, und ihm gegenüber am Boden kauern die Männer aus uralten Brahmanengeschlechtern, die gekommen sind, dem Maharaj ihre Verehrung zu bezeugen und um eifrigst mit ihm über religiöse Dinge zu sprechen. Manche auch wollen von Krankheiten geheilt werden. Aus der Falltüre im Fußboden tauchen immer mehr Männer auf, ihre Schatten fallen auf mich. Eben sind Männer zu Shri gekommen, die ihm einen Gerichtsfall vortragen; Shri soll entscheiden.

Mitten im Menschengewühl und Singen der Pilger, während das Brausen der abendlichen Wasser in die Stube dringt, sitze ich mit untergeschlagenen Beinen völlig ungestört und schreibe.

Die letzten Nächte haben wir in staatlichen Forsthäusern verbracht, unendliche Waldberge ringsum. Nun sind wir zu dem bisher höchsten Punkt gelangt, zu dem Forsthaus „Berinag“, das bedeutet „König der Schlangen“. Mühsamste Wanderung. Auf und ab geht der Weg, endlos durch ein tropisches, heißes, tiefes Tal. Büffelkühe, Ziegen, Agaven, Bananen. Dann in der Mittagsglut steil aufwärts. Nun liegt die ungeheure Kette des Himalaja offen da, hinter drei Waldketten, diese unfassbar übertürend. In der Mitte eine Eispyramide, etwa 8000 Meter hoch, noch höher als die Wolkengebirge, die Nanda Devi. Berg neben Berg: Shivas Weib, Shivas Mägde, Shivas Gefolge und eisgekantet in der Sonne gleißend, am nächsten und scheinbar am höchsten, ragt Shivas, des Zerstörers, Dreizack: der Berg Trishul.

Was begibt sich in Europa? Ist Krieg?

Nach einem heißen Bad und einem erquickenden Essen bin ich wunderbar erfrischt. Wir wollen zwei Tage hier oben bleiben auf dem Schlangenberg. Rundum Nußbäume, Zedern und rotblühende, mir unbekannte Bäume. Dann haben wir nur drei Tagesmärsche bis Askot vor uns. Noch viele Male in die Täler hinab und die Kämme hinauf.

Als ich durch den Wald, pfadlos und allein, das letzte Stück zum Bungalow Berinag auf dem Schlangenberge hinaufstieg, hörte ich feierliche Veda-Hymnen: von Schuljungen zu Ehren Shris gesungen. Uralte Musik, wie aus dem AUM herausflutend. Es war ein Knabenbund, unter Führung ihres Lehrers; sie trugen eine selbstverfertigte Gandhifahne.

Das Gestein des Himalaja erinnert mich an das Gestein des Grand Cañon in Nordamerika. Wenn man es in die Hand nimmt, erschrickt man. Es zerbröckelt, zerfällt in Staub. Es war unmöglich, mit einem solchen Stein einen Nagel in meine Schuhe einzuschlagen, von denen die Sohlen wehmütig herabgingen. In Askot, sagte man mir, gäbe es einen Schuster!

Der Raja von Askot, der uns in dem Rasthaus besuchte, brachte schlechte Nachrichten. Er berichtete, daß der friedliche, vielgewundene Kalifluß, auf den wir hinabblickten, sich in seinem Oberlauf wild empört hatte. Die Regen waren heftiger gewesen als jemals. Alle Brücken waren fortgeschwemmt worden, der schmale Weg vielfach verschüttet oder in die Tiefe gerissen. Die Scharen von Pilgern, die uns vorausgezogen waren, hatten unsägliche Leiden ausstehen müssen. Mehrere hatten den Tod gefunden.

Nach langem Schweigen entschloß sich Shri umzukehren. Ich hatte mich manchmal gewundert, daß der gütige alte Mann oft seltsam zurückhaltend und abweisend gegen Nityananda gewesen war. Nun verstand ich Shri besser. Die großen Prophezeiungen Nityanandas hatten sich nicht bewahrheitet. Er, der feierlich erklärt hatte, niemand werde auf dieser Pilgerfahrt sterben, hatte sich getäuscht, hatte sich und die anderen betrogen. Auch noch weitere betrübliche Mitteilungen erhielt Shri. Die Kaufleute, die anfänglich so bereitwillig Petroleumlampen, Regenschirme, Gummimäntel und Nahrungsmittel dem Komitee für die Pilgerfahrten geliefert hatten, hatten keine Bezahlung erhalten und machten Nityananda verantwortlich. Sie strengten Prozesse gegen ihn an. Viele Menschen behaupteten plötzlich, daß dieser Mann ein Hochstapler wäre, daß man ihn nie rechtmäßig zu einem der Nachfolger Shankaracharyas gewählt hätte, denn für diese Würde besäße er gar nicht die erforderlichen Kenntnisse in Sanskrit. – Mir steht es nicht zu, ein Urteil über ihn abzugeben. Schwer ist es für den Neuling in Indien, sich nicht täuschen zu lassen und in der Menge der Asketen, die andere belügen oder sich selbst, einen wahren Gottgeweihten zu erkennen. Denn die Ewig-Beigesellten Gottes verhüllen sich gerne. Und es bedarf der Göttlichen Gnade, um sie zu erkennen.

Sehnsüchtig schaute ich von der Höhe von Askot auf die unberührten grünen

Wälder, die Wiesen und wolkenverhangenen Gebirge des unabhängigen Landes Nepal hinab, die jenseits des glitzernden Kalistromes scheinbar dicht unter mir lagen. Es war eine wunderbare, lachende Landschaft. Sehr schmerzlich war es für mich, nicht weiter nach Norden wandern zu dürfen, denn im Gefolge Shris wäre mir Tibet, das verbotene Land, nicht verschlossen gewesen, wie den meisten europäischen oder amerikanischen Expeditionen. Es lag ja eine Einladung des Vizekönigs von Westtibet für Shri vor. Es gingen Gerüchte, daß fünfundzwanzig Pferde seit Wochen an der Grenze für ihn und sein Gefolge bereit standen.

„Warte, bis es an der Zeit ist, Shiva wird dich rufen“, sagte Shri abermals.

Zwei Tage waren wir in Askot. Beide Tage war auch der jüngere Bruder des Raja bei uns im Bungalow. Die fürstliche Familie, deren Vorfahren das große Königreich Kumaon, von Sikkim bis Kabul, beherrscht hatten, lebt nun wie eine Gutsherrschaft oder wie eine Großbauernfamilie inmitten des Dorfes Askot. Auch sie sind aus der Sonnendynastie, können ihr Geschlecht einige tausend Jahre zurückverfolgen. Bis vor 100 Jahren führte jeder aus der Königsfamilie den Beinamen Deva (Gott). Als die Engländer im Jahre 1815 die frühere Hauptstadt Almora einnahmen und die fürstliche Familie sich nach Askot zurückzog, legten ihre Mitglieder den Namen Deva ab.

Noch einen Blick warf ich auf den vielgewundenen, von Sonne überschütteten Kalistrom, dann lief ich den anderen voraus, in den Wald hinein. Seltsam freudig war diese Rückwanderung nach Almora. Wieder viele Male die Berge empor, dann in tropische, heiße Täler hinab und wieder die jähren Abhänge auf steilen Pfaden emporklimmend. „Es bedeutet nicht allzuviel, zum irdischen Kailash zu gehen. Den wahren Berg Kailash, der in der eigenen Seele liegt, den muß man zu erreichen suchen!“ so ähnlich hatte mir Shri schon in den ersten Tagen unseres Beisammenseins in den Instruktionen, die er mir gab, geschrieben.

Immer näher schien mir der heilige Berg Shivas zu kommen, auch wenn ich ihm nun den Rücken kehrte. Ich durchwanderte weiter sein Gefilde, ich träumte von ihm in vielen Nächten. Sein Eishaupt, seine goldenen Abhänge waren in meiner Seele, während ich einsam auf dem Heimweg abermals einige Falten des Himalaja überquerte.

In jedem Rasthause, wo wir auf dem Heimmarsch übernachteten, gab mir Shri seine Unterweisung. Es begann in dem Rasthaus Tal (Tal heisst auf Hindi Tiefe, Grund), tief in einer brausenden Waldschlucht, dem niedrigsten Punkte der ganzen Wanderung. Aber die Schneeberge des Himalaja leuchteten in die Schlucht hinein.

Shri sagte: „Heute ist der Gedenktag jenes Tages, da Krishna auf der Erde erschienen ist. Wir wollen diesen Tag feiern. Wir wollen zusammen in der Bhagavadgita lesen. Vamandas, hast du die Gita mitgenommen?“

Nein, ich hatte die Gita nicht mitgenommen. Das Buch war leider in Almora zurückgeblieben.

„Welches Buch hast du mit?“

„Nur Vivekachudamani, ‚das Kronjuwel der Unterscheidungskraft‘ von Shri Shankaracharya.“

So kam es, daß ich an einem Geburtstage Gottes auf Erden am Grunde der tiefen Schlucht dieses großartige, aber im Kerne atheistische Werk von Shankaracharya las.

Auf der weiteren Wanderung, wenn ich auf- und abwärts schritt und lief, meditierte ich unausgesetzt über eines der Worte aus den Upanishaden, die Shankaracharya zu Grundpfeilern seiner Weltanschauung gemacht hatte: „aham brahmasmi“ – ich bin das Brahman. Hinter dem mächtigen, vermessenen Wort verschwanden zeitweise Berg und Wald und Fluß und sogar die Schneehänge des Gebirges. Aber heimlich war ich indessen voll Scham. Ich sehnte mich nach dem Bande der Bhagavadgita, die ich in dem kleinen weißen Hause unweit von Almora, genannt Anandakutir, Hütte der Seligkeit, in einem Koffer hatte liegen lassen. Ich sehnte mich nicht nach irgendeiner bestimmten Strophe, die ich nicht im Gedächtnis hatte bewahren können, nein, nach dem ganzen Buch, weil die Bhagavadgita die Worte enthielt, die Gott, die Krishna Selbst, mit Eigenem Mund einst zu Seinem Schüler Arjuna gesprochen hatte.

Als ich nach Almora zurückgekehrt war und die kastenlosen Straßenfeger mit ihren Reisigbesen den scharfen weißen Staub zu hohen Wolken aufwirbelten, daß dieser mir in Mund und Nase drang, dachte ich freudig: „Auch das ist Sein! Krishnas Staub wirbeln sie auf“.

Anandapith – Sitz der Seligkeit

An meinem Geburtstag bin ich wieder nach Almora zurückgekehrt und mir ist zumut, als ob ich nie weg gewesen wäre. Nur noch grüner ist das Terrassenland geworden. Hoch steht das Getreide. Die Flüsse sind angeschwollen, aber klar. Und mir unbekannte Blumenbäume blühen wie Armleuchter mit weißen Flammen. Freudig wächst der Tag der Meditation entgegen.

Gestern sind wir endgültig von Almora abgereist, nach Nasik.

Über sehr viele breite Ströme sind wir gefahren. Sandbänke und grüner Buschwald und Tempel an den Ufern. An uralten Häusern vorbei, wo die Menschen bei Kerzenlicht oder Öllampen saßen und laut Hymnen an die Götter sangen. In Muttra, der alten Stadt Mathura, wo die Schmalspurbahn in den Himalaja anfängt, mußten wir für einige Stunden die Fahrt unterbrechen.

Es war am frühen Morgen. Ich fuhr mit Shri in die Stadt, in welcher vor 5000 Jahren Krishna Avatara (in der Welt sichtbar) wurde. Wildfarbiges asiatisches Gedränge in den engen, gepflasterten Straßen. Ungeheure vierrädrige Büffelkarren, Kühe, gemächlich am Boden liegend, Händler, Bettler, von Lepra zerfressene Arme gierig in unser Auto hereinstreckend. Durch einen kümmerlichen, heißen Buschwald, der einstmals ein blühender Urwald war, fuhren wir auch nach Brindaban, wo Krishna Seine Lila (Göttliches Spiel) unter den Hirten spielte. Nächstes Jahr wollen wir in der kühlen Zeit einige Monate hier verbringen.

Diesmal saß ich mit Shri nur eine Weile im Schatten auf den Stufen, die in den Yamunastrom hinunterführten. Fische kamen zutraulich auf uns zugeschwommen. Als ich näher hinblickte, sah ich, daß das, was ich für Fische gehalten hatte, Häupter und Häse ziemlich großer Schildkröten waren.

Vorher hatte Shri, um Kupfergeld für die zahllosen Bettler zu bekommen, Blumen und Blumenketten von einer der Frauen, die auf der Strasse hockten, gekauft. Auf seinen Wink warf ich die Blumen opfernd in den Fluss, schöpfte mit hohlen Händen das helle Wasser und ließ es langsam in die Flut verrinnen, während einer der Uferpriester ein Gebet dazu sprach. Dann stellte der Priester eine Muschel mit roter Farbe (mit der man das Zeichen auf die Stirne malt) neben mich auf die nasse Steinstufe. Ich tauchte den Finger in die Farbe und machte einer der Schildkröten das rote Zeichen auf die Stirne. Dann malte der Priester Shri und mir das heilige Zeichen Krishnas auf die Stirn.

Nasik ist ein grosser Wallfahrtsort der Inder. Von allen Menschen aus den alten edlen Geschlechtern Indiens, die je auf der Pilgerfahrt nach Nasik kamen, werden die Stammbäume hier niedergelegt, die manchmal durch die Jahrtausende gehen.

Das Haus Shris führt den Namen Anandapith, Sitz der Seligkeit. Es gleicht dem Herrenhaus auf einem Gutshof. Ein riesiges Zimmer dient als sein Empfangsraum.

Auf einem Tigerfell liegen das weiße Tuch und die Polster seines Sitzes. Daneben befindet sich sein großes Meditationszimmer. Gottesbilder und Bilder von Menschheitsführern, mit Blumen geschmückt, hängen an allen Wänden. In dem Empfangszimmer bei geöffneter Tür, ihm nah, aber ihn nicht störend, soll ich meine eigene Meditation verrichten.

Nachts steht die Tür, welche mein Schlafzimmer mit Shris Schlafzimmer verbindet, weit offen. Wenn ich um drei oder um halb vier Uhr früh erwache, sehe ich stets, in immer erneuter Rührung, wie der alte Mann im blauen Sternenlicht aufrecht in seinem Bette sitzt und meditiert, für die gequälte Welt meditiert.

Nachmittags rief mich Shri zu einer Wanderung auf seinem Grund. Shri ist ein freudiger Bauherr. Augenblicklich läßt er einen Tempel für Dattatreya bauen. Der Rohbau ist schon fertig. Wie eine weiße Blume leuchtet die Kuppel.

Auch Dattatreya ist einer der Erlöser, der Avatare, die Gott, den Heiligen Schriften zufolge, zum Heil der Welt aus Seiner Eigenen Fülle zur Erde entsendet. Mit drei Häuptern und sechs Armen wird Dattatreya abgebildet, weil man sagt, daß Er die gesamte Kraft der indischen Gottesaspekte, Brahmas, Vishnus und Shivas, in sich vereinigte, wenn Er auf Erden die Menschen Weisheit und Gelassenheit lehrt. In Seinen sechs Händen trägt er die tönende Muschel und den Lotos des Weltschöpfers, das richtende Rad und das Herrscherzepter des Welterhalters, den Dreizack und den Wasserkrug des Weltzerstörers. Tiefgründige Symbolik verbirgt sich hinter diesen sogenannten „Waffen“.

Eine kleine Elfenbeinstatue Dattatreyas führte Shri in einem blauen Samtgehäuse auf allen seinen Wanderungen mit sich. In jedem Rasthaus stellte er die Statue auf. Blüten wurden zu ihren Füßen gestreut. Er sang mir Lieder zu Ehren Dattatreyas vor. „Er ist mein Guru, mein geistiger Lehrer“, sagte er.

Leer ist noch die Halle des neuen Tempels, über dessen Pforte das Wort AUM leuchtet. Das marmorne Bild des dreihäuptigen Dattatreya, das darin stehen soll, ist von dem jungen Bildhauer noch nicht vollendet worden.

Wenn ich in die Stadt gehe, trage ich europäische Kleider, aber hier im Hause und auf dem Grundstück trage ich wieder den Dhoti, ein weißes hauchdünnes Gewebe statt der Hosen; die Luft weht hindurch, es ist in der Hitze unendlich angenehm.

Nun werden langsam die Bananen reif, das erstemal an den jungen Sträuchern hier im Garten von Shri. Wie Hände mit grünen Fingern spreizen sie sich. Manchmal streben sie wie viele Kerzen an einem Kronleuchter aufwärts. Die herrlichsten Früchte aber sind die Mangos. Die Süße und das Aroma des ganzen Weltalls scheint darin enthalten zu sein, doch sie verderben leider beim Versenden.

Ich ging mit Shri durch die Mangohaine eines seiner Freunde, bei denen er manchmal zu Gast war während der Zeit, da er das Wanderleben eines Einsiedlers geführt hatte. Er tat dies viele Jahre lang. An langen grünen dünnen Stengeln hängen die Früchte zu Hunderten aus den Kronen der alten riesigen Bäume herab.

Goldgelb oder lila oder purpurrot, viele Dutzende von Spielarten. „Wie Papageien“, meinte Shri. Ich fand, die Früchte hängen an den dünnen Stengeln wie die goldenen und silbernen Nüsse an einem Weihnachtsbaum. – Zwischen den Mangopflanzungen breiten sich Weingärten. Statt der Pfähle sind schlanke Bäume mit schmalen, hohen Kronen gepflanzt. Man geht unter den Ranken wie durch Laubgänge. Die Trauben von Nasik sind berühmt. Die Ernte ist im April. Hie und da sieht man ein Weizenfeld, einen Schöpfbrunnen. Ein Büffelgespann zieht den biblischen Ledersack, von Wasser triefend, aus dem runden, tiefen Schacht empor. Eine Autofahrt auf der Landstrasse Agra–Bombay: eine endlose Allee uralter indischer Feigenbäume, manche sechshundert Jahre alt. Dazwischen unvorstellbar armselige Lehmhütten, mit rostigen Blechabfällen gedeckt.

Shri klatschte in die Hände. Damit rief er mich und heischte stumm von mir, ich sollte die Meditation beginnen. Ein Gast saß in seinem Zimmer, ein bald leiseres und bald lauterer Gespräch wurde geführt. Shri hatte einen Blumenkranz um die Brust, Blumen in der Hand.

Ich setzte mich zur Meditation hin und streifte den Gedanken ab: Warum ruft er mich jetzt? Warum will er, daß ich in Gegenwart eines anderen meditiere?

„Wenn die Sinne, Auge, Ohr, mich in der Meditation stören, was soll ich tun?“ fragte ich Shri einmal. Shri antwortete: „Sag ihnen sanft: Auge, deine Aufgabe ist jetzt nicht, nach außen zu sehen, sondern nach innen zu sehen, das geistige Licht zu sehen. Ohr, deine Aufgabe ist jetzt nicht nach außen zu hören, sondern die innere Musik zu hören“.

Das half. Die innere Anstrengung war nun eine Hilfe beim Konzentrieren. – Als ich aufstand, war der Gast gegangen, und auch Shri hatte seine Meditation beendet. Mein Blick fiel auf ein Bild an der Wand, das ich bisher nicht beachtet hatte. Eine goldene strahlende junge Gestalt am Ufer eines Stromes mit erhobenen Armen war darauf dargestellt. Shri freute sich über meine Frage. „Das ist Krishna-Chaitanya“, berichtete er, „der vor einigen hundert Jahren zur Zeit der Entdeckung Amerikas in Bengalen niederstieg und den viele als den wiedergekehrten Krishna verehren.“

Damals, als ich zum erstenmal den Namen des verborgenen Avatars des disharmonischen Zeitalters hörte, ahnte ich noch nicht, daß Krishna-Chaitanya die kommenden schweren Jahre meines Aufenthaltes in Indien erleuchten und allmählich der Mittelpunkt meines ganzen Lebens werden würde.

Den Heiligen Schriften zufolge ist Er Krishna Selbst, der auf der Erde Avatara wird, jetzt in Seiner zutiefst freudegebenden Gestalt, als vollendeter Bhakta, als Diener Seiner Selbst. Dieser Avatara ist der freigebigste von allen, indem Er auch den Unwürdigen die höchste Gabe schenken kann: erkennende, erfreuende Liebe zu Gott (Prema).

Gottes Majestät

Shris Meditationskammer in Nasik war gleichsam wie mit blendendem Gold ausgeschlagen von der in Jahren der geistigen Versenkung angesammelten Kraft. In diesem Raum und in dem großen luftigen Arbeitszimmer daneben erzählte mir mein Lehrer viele wunderbare Geschichten.

Die erste der folgenden Legenden stammt von Krishna-Chaitanya Selber.

Auch unser Weltall ist vergänglich. Auch das Amt eines Brahma, die Herrschaft eines Weltschöpfers über ein Weltall, ist nach indischer Anschauung vergänglich. Selbst dann noch, wenn sie Billionen Jahre währt. Stillschweigend wird der innere Blick des Schülers auf das verborgene, das unvergängliche Reich hingewiesen, das Reich, das nicht von dieser Welt ist.

Krishna und Brahma

Chaitanya erzählte einmal Seinen Jüngern: Die vielfältige Göttlichkeit Krishnas in Seinem Eigenen Reich ist über aller Ausdrucksmöglichkeit. Höret deshalb von jenem Bruchteil Seiner Göttlichkeit, wie sie sich in der Majestät des Weltalls offenbart.

Eines Tages kam Brahma, der Schöpfer der Welt, nach Dvaraka, um Krishna zu sehen. Der Pförtner brachte die Meldung zu Krishna. Dieser fragte: „Welcher Brahma?“ Der Pförtner kam zurück und wiederholte die Frage: „Krishna will wissen, welcher Brahma du bist“. Ungeduldig und verblüfft antwortete der Weltschöpfer: „Geh und sage Ihm, es ist der vierhäuptige Brahma“.

Nachdem der Pförtner Krishnas Erlaubnis eingeholt hatte, führte er den Schöpfer des Himmels und der Erde hinein. Brahma warf sich anbetend zu Krishnas Füßen nieder, der ihm Ehren bezeugte und ihn nach dem Grund seines Besuches befragte. Brahma antwortete: „Ich werde Dir das später berichten. Zuerst aber erkläre mir, was meinst Du, als Du fragtest: ‚Welcher Brahma?‘“ Krishna begann zu lächeln und augenblicklich kamen unzählbare Scharen von Brahmas herbei – solche mit zehn Häuption, solche mit zwanzig, solche mit hundert, mit tausend, einer Million, selbst einer Milliarde Häuption; es war über aller Macht, ihre Häuption zu zählen. Shivas kamen mit Millionen und Abermillionen Armen. Indras erschienen mit Millionen Augen. Bei diesem Anblick verlor der vierhäuptige Brahma fast die Besinnung, wie ein Hase, der von einer Herde von Elefanten umringt wird. Alle diese Brahmas warfen sich vor dem Throne Krishnas nieder, der von ihren gesenkten Kronen berührt wurde. Sein Thron, umringt von den Kronen der Brahmas, begann zu tönen; es war, als ob all die Kronen Preislieder über Seinen Thronsaiz sängen. Mit gefalteten Händen preisen die Brahmas, Shivas und anderen Gott-

heiten Krishna: „Herr, groß ist Deine Barmherzigkeit uns gegenüber, daß Du uns Deine Füße sehen liebest. O, unser unendliches Glück, Du hast uns gerufen und uns als Deine Diener angenommen. Befiehl uns und wir werden Dich auf unseren Häuptern tragen.“

Krishna antwortete: „Ich hatte Sehnsucht, euch zu sehen, und so rief Ich euch alle zusammen. Seid ihr zufrieden? Habt ihr irgendetwas von den Dämonen zu fürchten?“

Sie antworteten: „Dank Deiner Gnade sind wir siegreich überall. Zuletzt hast Du, indem Du auf der Erde erschienst, die Last der Sünden zerstört, welche die Erde in den Abgrund niederzog“.

Nun verabschiedete Krishna die Brahmas, Shivas und Indras und sie kehrten heim, sich vor Ihm niederbeugend. Der vierhäuptige Brahma unseres Weltalls warf sich zu Krishnas Füßen nieder und sagte: „An diesem Tage ist mir wieder bewußt geworden, was ich doch schon einstmals in meinem Geiste gewußt hatte“.

Krishna antwortete: „Dieses Weltall, obwohl viele hunderte Millionen Meilen im Umfang, ist sehr klein. Daher hast du nur vier Häupter. Andere Weltenräume messen tausend Millionen, hunderttausend Millionen, Millionen mal Millionen Meilen im Umfang, und deren Brahmas haben Häupter in solcher Anzahl, die diesen Größen angemessen sind ... So trage Ich die Reiche aller Weltenräume. Selbst Meine der Welt zugekehrte Göttlichkeit ist unermeßlich. Wer will das Maß Meiner verborgenen Göttlichkeit errahnen?“

Brahma – Vishnu – Shiva

Als ob Shri mein erschrecktes Herz aus der aufgerissenen Unendlichkeit Gottes heimführen wollte in wärmere, erdnähere Gründe, erzählte er mir eine andere Geschichte. Sie ist fast ein kosmischer Spaß, der aber freilich vom Pulsschlag des Verborgenen durchzittert ist. Shiva hatte einst den gar nicht zu Ende gediehenen Gedanken – es war bloß ein Samen dieses Gedankens: „Wie wäre es, wenn ich aufhören würde, zu zerstören?“ Kaum war dieser Gedanke in ihm aufgetaucht, kam Brahma, der Schöpfer, herbei und sagte: „Du, wie wäre es, wenn ich aufhören würde, das Weltall zu schaffen?“ In diesem Augenblick kam Vishnu, der Erhalter, und sagte zu ihnen: „Was meint ihr, wie wäre es, wenn ich aufhören würde, das Weltall zu tragen?“ – „Ich werde aufhören zu schaffen!“ „Ich werde aufhören zu zerstören!“ „Ich werde aufhören zu tragen!“ So riefen die Götter und tanzten und klatschten in die Hände.

Während sie sich so gebärdeten, kam aus dem Unbekannten ein Wagen hergerollt. Staunend sahen die Götter, daß dieser Wagen mit nichts als mit Eiern gefüllt war. Der Wagen neigte sich und die Eier fielen heraus. Und wenn ein Ei niederfiel und die Schale zerbrach, kam ein Brahma, ein Schöpfer, aus dem einen

Ei. Und wo ein anderes Ei niederfiel, kam ein Vishnu, ein Erhalter, heraus. Und wo ein weiteres Ei niederfiel, kam ein Shiva, ein Zerstörer, heraus. Und immer neue Eier entfielen dem Wagen.

Da erschrakten die Götter und falteten die Hände und warfen sich vor dem Allerhöchsten nieder, vor dem sie sich als gering und entbehrlich erkannten. Jäh verschwand der Wagen. Und Brahma und Vishnu und Shiva kehrten zu ihrem Werke zurück.

Krishna und Narada

Noch tiefer in die Flut der großen Täuschung, der Maya, führt die Geschichte des großen Narada, der zu den vertrauten Diener und Freunden Krishnas gehört, und den Krishna anspricht: „Du bist mein Auge“. Denn Narada durchwandert immerdar die drei Welten, um nach Wesen auszuspähen, die der Gabe der erkennenden dienenden Liebe würdig sind. Gottes ewiger Diener Narada spielt hier eine Rolle, um uns Unterweisung zu geben.

Einmal suchte der weise Narada Krishna auf. Dieser stand vor Seinem Palast und lud ihn ein: „Das Mahl ist gleich fertig, iß mit Mir!“ Freudig dankte Narada: „Ja, ich will nur rasch ein Bad in dem Flusse nehmen. In fünf Minuten komme ich“. – Er stieg in die Flut, und als er in die Wellen eintauchte, fühlte er staunend, wie er zu einem jungen Weibe wurde. Verwundert betastete er sein langes Haar, seine Brüste, seinen Leib. Noch war ihm Erinnerung geblieben, daß er ja Narada, der große Weise, war. Aber je mehr ihn das Wasser benetzte, desto mehr vergaß er es. Er war Naradi, das junge Weib. Ein junger Mann ging am Ufer. Sie faßte ihn bei der Hand. Er führte sie in sein Haus. Sie lebte mit ihm. Zahllose Kinder gebar sie. Ihre Schönheit schwand. Die Kinder schrien und begehrten dies und das. Mühseligkeiten des Lebens hüllten sie ein. Krank wurde sie, alt. Sie schrie zu Gott. Im gleichen Augenblick war sie wieder Narada, der Weise. Der Herr stand am Tore seines Palastes und rief: „Narada, die fünf Minuten sind vergangen, das Mahl ist bereit“.

In die Wasser der täuschenden Maya, deren Herr Krishna ist, war Narada scheinbar untergetaucht.

Diese Geschichte ist besonders volkstümlich und wird von den Menschen sehr geliebt. Sie ist sogar zu einem großen Film verarbeitet worden, der lange Zeit in zahllosen Tonkinos des weiten Landes gespielt worden ist. Die stärksten Filme in Indien sind erstaunlicherweise nicht, wie im Westen, Gesellschaftsdramen, Gangster-, Abenteuer- und Kriminalfilme. Jene Filme, die vor vollbesetzten Häusern in Indien zuweilen Jahre hindurch gespielt werden, sind Geschichten von der Macht und Liebe des allwaltenden Gottes, der immer neue

Heilande und Boten zur Erde herabsendet.

Einmal saß ich mitten unterm Volk auf den rohen Bretterbänken des billigsten Platzes eines überfüllten Tonkinos in Nasik, welches einer riesigen Scheune glich. Ich war wohl der einzige Weiße in der Zuschauermenge. Manchmal liefen Ratten, einander jagend, dicht an unseren Füßen vorbei. Keiner achtete darauf. Wir waren alle im Banne des Spieles.

Ein entzückter Aufschrei durchscholl das Haus. In ihrer Erregung umklammerten meine Sitznachbarn links und rechts, ganz fremde Männer, meine Arme und Hände. Atemlos fragten sie mich, ob ich, der Europäer, nur ja richtig gesehen habe, nur ja richtig verstanden habe, wie Gott eben eingegriffen hat.

Froh nickte ich: Ja, ich hatte verstanden.

Vor uns auf der Filmleinwand taumelte der wunderbar befreite Seher aus seinem dunklen Kerker auf die lichtüberflutete Straße hinaus. Er breitete die Arme aus und sang jubelnd den Gottesnamen „Rama“. Die Menschenmassen, die ringsum die Straßen säumten, fielen jauchzend ein und sangen: „Rama, Rama ...!“ Aber nicht bloß das Volk auf der flimmernden Leinwand sang, sondern auch fast alle Zuschauer im Kino waren begeistert aufgesprungen und sangen so laut, daß man glaubte, das Dach des Hauses würde gesprengt werden: „Rama, Rama, Rama ...!“ Mit voller Kraft ihrer Stimme sangen sie den mächtigen Mantra von dem Göttlichen Heiland Rama, der die Gefallenen aufhebt und läutert.

Nun saßen sie Zuschauer wieder still und lauschten, als der Held, der so viel Schweres geduldig erlitten hatte, leise flüsternd zu Gott betete:

„Du bist unser Vater. Du bist unsere Mutter. Du bist unser geliebter Freund. Du bist die Quelle unserer Kraft. Der Du die Last dieses Weltalls trägst, hilf uns, die kleine Last unseres Lebens zu tragen.“

Man darf sich die indischen religiösen Filme nicht kitschig oder süßlich vorstellen. Sie sind für westlichen Geschmack vielleicht allzulang und zerdehnt, doch sie sind voll Spaß und voll von derbem, saftigen Volksleben; und einzelne Szenen sind oft ein großes Kunstwerk. Bei einem Wettbewerb in Venedig, so hörte ich, wo seinerzeit der beste Film des Jahres ausgewählt werden sollte, hat einer dieser religiösen indischen Filme die beiden höchsten Auszeichnungen erhalten, die damals verliehen wurden.

Einige Monate war ich weit weg, versunken im Orient; aber dann strebten in mir wieder Osten und Westen mächtig zusammen. Und als ich jeden Abend mit Shri in dem Bhagavata-Purana las, brachen plötzlich Türen in germanische Vorzeit auf, ich entsann mich der Runen und deren Weisheit. Ich übersetzte für Shri aus dem Stegreif aus der Edda. „Voluspa, der Seherin Gesicht ...“

Ich las ihm auch eine Zeitlang täglich aus der Bibel vor. Die Abschnitte über Abraham, Josef, Salomon, Zedekia, Elias, aus dem Buche Jesaias, vor allem den Römer- und den Korintherbrief des Paulus. Er meinte, einer der dunkelsten

Schatten, die über das Alte Testament gefallen sind, läge in dem Wort: „Aus Staub bist du geworden und zu Staub sollst du wieder werden“. „Nein“, rief Shri, „aus Licht bist du geworden, und zu Licht sollst du wieder werden!“

Festtage mit Shri

Am Märzvollmond war Shris 59. Geburtstag. Wir waren alle eingeladen, den Festtag in Ranas Heim in Sadra zu feiern.

Rana und ein mir fremder Brahmane vollzogen vor uns eine lange kultische Zeremonie. Wir, Shris Schüler, und seine erwachsenen Söhne und Töchter nahmen daran teil. Ich verstand bloß einige der Sanskritworte aus den uralten Vedahymnen – die zu Shris Füßen im Wechselgesang von den Kauern den gesungen wurden. „Shanti, Shanti, Shanti ...!“ Frieden, Frieden, Frieden! – Mit Blumen wurde Shri überschüttet. Milch und Wasser wurde zuletzt über ihn gegossen. Wir streckten die Hände über Reihen von Kerzenflammen, die vor ihm gebrannt hatten, und fachten diese an, daß sie auch uns anhauchten. Als ich mich zu Shris Füßen niederbeugte, um sie mit meiner Stirn zu berühren, voll tiefer Liebe und Dankbarkeit, legte er seine Arme liebevoll um mich, legte seine Hände auf meine Wangen und sagte erfreut: „Das ist gut, daß du hier bist, Vamandasji“. Die Silbe „ji“ ist eine Freundlichkeitsform, leise Zärtlichkeitsform, die er selten anwendete. Sie bedeutet eigentlich das uralte Wort „Arya“ (Edler).

Gegen Abend war dann noch eine Art Gottesdienst vor vielen Gästen. Auch einige indische Fürsten aus der Umgebung waren gekommen. Inmitten des leerräumten großen Speisesaals im Erdgeschoß waren vier Bananenstauden im Viereck aufgebaut: Sinnbild der Weltschöpfung. Davor wieder zahllose Blumen, Früchte, Süßigkeiten, Reihen brennender Kerzen und glühender Räucherstäbchen. Im Dank für die Schöpfung wurde alles nun der Gottheit geopfert, mit erhobenen Händen dargereicht, am Schluß dann unter die Menschen verteilt.

Einer der Gäste war ein älterer Mann, ein Postmeister aus einem kleinen indischen Dorf im Süden. Vor vielen Jahren kam Shri auf einer seiner Wanderungen in dieses Postamt, um eine Auskunft zu erbitten. Der Postmeister war auf den ersten Blick hin so betroffen vom Aussehen Shris, von dessen sichtbarer Heiligkeit, daß er ihn am gleichen Tage aufsuchte. Seit dieser Begegnung lebte in ihm eine demütige, verehrungsvolle Liebe zu Shri. Wenn der Postmeister einmal ein paar Tage Urlaub bekam, fragte er stets vorher bei diesem an, ob er zu ihm kommen dürfe, und so war er jetzt auch zu dem Geburtstagsfest seines Gurus gekommen. In zwei Jahren wollte er in Pension gehen und hoffte, dann ganz bei Shri zu leben, um ihm zu dienen. Er sprach mich an: „Wie glücklich Sie sind, Sie haben den Segen Shris und sind immer mit ihm beisammen.“

Rana war wie ein Bruder zu mir. Er wohnte in einem herrlichen hellen Herrenhaus, dessen Dach auf weißen Säulen ruhte. Riesige, hohe Bäume gaben Schatten, die Wände waren hellgrün getüncht; zwei Tigerfelle hingen ausgespannt in der Halle, die Felle eines Tigers und einer Tigerin, die von ihm geschossen worden waren. Die Decken waren weiß und braun getäfelt. Vor dem Hause dehnte sich ein

grüner Wiesenplan, mit schimmernden, hochstengligen farbigen Blumen, Fruchtbäumchen voller Früchte und alten knorrigen Laubbäumen; es kostete einem Dutzend indischer Diener viele Mühe, mit Wasserkübeln den Rasenfleck frisch und grün zu erhalten. Denn alles Land war gelb ausgedörrt, von der glühenden Sonne vergilbt. Die Straßen waren von feinstem Staub dicht bedeckt. Weich wie ein Federpolster lag er auf allen Wegen. Riesige Staubwolken lagerten auf den Straßen, aufgewühlt von den wandernden Viehherden, Bettlern und Asketen, deren nackte Füße durch diesen Staub schritten. Dazwischen spazierten Scharen riesenhafter wilder Pfauen und schrien. Kamele und Büffelherden wanderten über die weite Steppe. Die Laubkronen der Bäume waren voll von weißen Eichhörnchen und Herden silbergrauer, großer Affen. Einer der vielen Diener Ranas hatte bloß das Amt zu versehen, die Affen ein wenig in Schach zu halten. Mit Pfeil und Bogen, der Pfeil hatte eine Gummikugel als Spitze, schoß er zuweilen nach ihnen, um die allzu frechen zu verscheuchen. Die Affen sprangen auf das Dach des Autos, als Rana uns abholte. Sie tanzten nachts auf dem Zelt, in dem ich schlief, solange das Haus voller Gäste war. Es war ein behagliches indisches Offizierszelt mit doppeltem Segeltuch. Ein Zelt stand in einem anderen Zelt, um gegen die Sonne zu schützen. Innen lag ein Teppich, standen Bett, Liegestuhl, Armsessel, Schreibtisch und anschließend barg es noch eine Art Veranda und einen Baderaum.

Es war eine Freude, im Liegestuhl zu liegen und in das aufsprossende junge Laub zu schauen, den Affen zuzusehen. Die Affen leben von den hellen, grünen Blättern. Man sagte mir, es soll eine überaus gesunde Nahrung sein. Wenn man tote Affen findet, so haben sie meistens Wunden oder Kratzer. Hat nämlich ein Affe eine Verletzung, dann kommt die ganze Familie von weither zusammen, betastet zärtlich die Wunde, macht sie dadurch immer größer, infiziert sie und das Tier geht ein.

Shri war zufrieden, daß die Affen nachts auf dem Dache meines Zeltes ihr Spiel trieben. „Sie beschützen dich. Hanuman, der Affenkönig, beschützt dich“, sagte er scherzend.

Shris Geburtstag war an einem Vollmondtag im März. Die Inder zählen ihre Gedenktage nicht nach den Monatstagen. Sie sagen, er ist am Vollmond oder Neumond eines Monats geboren. Oder am so oder sovielten Tage des aufsteigenden oder schwindenden Mondes. Der schimmernde Mond beherrscht das Jahr.

Am zweiten Tage des Festes wurden von Rana zu Ehren Shris etwa zweihundert Brahmanen gespeist. Sie aßen im Hof, auf dem Boden. Einige Köche waren für diesen Tag angeworben worden, denn Rana hatte gleichzeitig noch etwa zwanzig oder dreißig andere Gäste, die in der Halle im Erdgeschoß aßen.

Schon seit einigen Tagen hatten Männer den Platz im Hofe, der ab vier Uhr nachmittags im Schatten lag, aus Gießkannen viele Stunden lang mit Wasser begossen, um den Staub zu binden und eine glatte, feste Fläche herzustellen. Hier saßen nun wartend die Brahmanen mit untergeschlagenen Beinen in zwei langen

Reihen einander gegenüber. Viele ganz alte Männer, auch kleine Jungen waren darunter, alle hatten den braunen Oberkörper entblößt, nur die Brahmanenschnur um den Nacken geschlungen. Vom Gürtel abwärts waren sie in farbenprächtige blaue oder rote oder grüne oder violette Gewänder gehüllt. In anderen langen Reihen saßen die Frauen, ganz in edle Seide gekleidet, manche auch in kleinen Sondergruppen, nach Unterkasten eingeteilt. Geduldig und friedvoll schweigend warteten sie, eine halbe Stunde, fast eine Stunde lang. Denn die Bereitung des Mahles für die Vielen erforderte Zeit. In Europa wäre bei ähnlicher Gelegenheit gewiß allmählich ein großer Lärm entstanden. Indessen begannen Helfer aus Bananenblättern geflochtene große Schüsseln vor jeden Geladenen auf die Erde hinzustellen, dann aus gleichen Blättern geflochtene Schalen für die kraftvolle Brühe aus Dal. Große braune Kugeln, aus Zucker, Mehl und zerlassener Butter bereitet, wurden vor jeden Sitzenden hingelegt. Wer wollte, bekam zwei, drei, vier solche Zuckerkugeln; wer genug hatte, wehrte schweigend mit einer Handbewegung ab. Dann griffen die aufwartenden Diener, welche die Reihen entlang schritten, mit den Händen tief in die Metallkessel und häuften Reis auf die Bananenblätterschüsseln und träufelten dann heiße Butter darauf. In Häufchen wurden viele verschiedenartige Gemüse rings um den Reis gesetzt. Verschiedenartiges Blätterbrot wurde verteilt. Noch immer warteten die Gäste still und würdevoll, bis der Gastgeber ein Zeichen gab. Dann sangen sie alle im Chor eine Hymne an Shiva und dann erst griffen sie zu mit der rechten Hand und begannen heiter zu schmausen. Es ist eine hohe Kunst, die ich trotz mancherlei Bemühungen noch lange nicht beherrsche, reinlich und anmutig wie dieses Volk säuberlich mit der rechten Hand zu essen, mit der rechten Hand allein den Reis zu kneten und mit Gemüsesaft zu durchfeuchten und zum Munde zu führen. Es ist nicht einmal leicht, mit der rechten Hand allein ohne Hilfe der Linken das Brot zu brechen, wie es Vorschrift ist und wie es diese Gäste, meistens sehr arme Leute, mühelos zustande brachten. Unablässig trugen die Diener indessen neue Gerichte herein, neuen Reis, neues Fladenbrot, neue Zuckerkugeln. Gierig äugten die Affen.

Der Oktoberneumond bringt das allermeiste Glück im Jahr. An diesem Tag hat Rama den Dämon Ravana mit den zehn Häuptionen erschlagen. Alle Schulen beginnen deshalb in Indien mit diesem Fest ihren Unterricht, zum Krieg zogen in früherer Zeit die indischen Heere an diesem glückbringenden Tage aus.

„Divali“ ist auch Erntedankfest, „Divali“ ist Winterbeginn und Beginn eines neuen Jahres.

Wie die Woge solcher Feste einen ergreift!

In der Dämmerung, am frühen Morgen, beginnt das Feuerwerk in der freudigerregten Stadt. Oben, unten, an allen Ecken knallt es. Die kleinen Buben, die vier- und fünfjährigen, besorgen dies voll Eifer. Es knallt unter den Füßen und rechts und links sprühen Funken, wenn man über die Straße geht. Und vier Tage lang,

ununterbrochen, wird in dem ganzen Land geschmaust. Morgens, um fünf Uhr, vor Sonnenaufgang, badet man schon und fängt an zu essen. Und zwischen den Mahlzeiten gibt es Backwerk und Achantinüsse und Fladen, mit Kokosnußmus gefüllt. Und mittags safrangelben süßen Reis und viele mir bis dahin unbekannte Gerichte.

Shri und seine ganze Familie, Söhne, Töchter, Schwiegertöchter, Schwiegersöhne, Enkel, andere Gäste und deren Diener, wir alle saßen auf ganz niedrigen Schemeln mit untergeschlagenen Beinen. Wir saßen in genau abgestufter Rangordnung. Der Hausherr hatte einen Schemel mit einer Lehne und einem ganz niedrigen Tischchen. Ich hatte einen Schemel mit einer Lehne, doch mein Tisch war wie bei allen anderen, die keine Lehne hatten, ein riesiges grünes Bananenblatt auf dem Steinfußboden. Um jeden „Tisch“ war mit purpurner Kreide ein freudiger Zierat auf die Steinplatten des Bodens gemalt. Es sah aus wie ein Lotos.

Fortwährend wurden die Silberschalen und Näpfe auf den „Tischchen“ mit neuen Gemüsen angefüllt. Oder die Speisen wurden auch oftmals in kleinen gesonderten Häufchen auf das Bananenblatt gelegt. Mit Reis und „Dal“ und verschiedenartigsten Gemüsen und Salaten und verschiedenen Butterarten begann das Mahl. Dann kamen die süßen Speisen. Und mit Reis und Gemüsen und Joghurtmilch hörte das Essen auf.

Der „Tisch“ war niedriger als der Sitz. Das Hinablangen war mühsam. Die Füße waren mir eingeschlafen und kalt nach dem langen Kauern mit untergeschlagenen Beinen. Mühsam humpelte ich am Ende der Mahlzeit hinaus, zum großen Vergnügen und unter freundschaftlichem Gelächter der Andern.

Aber ich teilte damals die Festfreude der Andern so sehr, daß ich mich von Herzen mitfreute, auch wenn man über mich lachte, über mein noch immer nicht ganz indisches Benehmen beim Mahl.

Am Abend des glückbringenden Tages fuhren wir aus, um Besuche zu machen. In viele Geschäfte der Stadt gingen wir. Alle Läden waren strahlend erleuchtet, von frohen Menschen erfüllt. Es waren diesmal keine Käufer. Die Menschen waren gekommen, sich gegenseitig Glück zu wünschen. Überall wurden wir und die anderen Gäste freudig empfangen, wurden uns duftende Essenzen auf den Rücken der rechten Hand gestrichen, andere um den Kopf gestäubt. „Die Ernte war gut“, berichtete der Geschäftsinhaber mit Befriedigung. Eine Schüssel mit vielen Gewürzen wurde uns allen gereicht. Betelblätter und Blumensträuße empfangen wir. Kränze wurden uns um den Hals geschlungen. Mit einer duftenden Last von Blumen und Backwerk fuhren wir heim. Alle Taschen hatte ich mit Süßigkeiten angefüllt.

Nirgends gab es Bier, nirgends Wein oder sonst etwas Berauschendes. Ich habe damals keinen einzigen Betrunkenen gesehen. Nicht nur die Hindus, auch manche Mohammedaner in Indien sah ich froh das Lampenfest feiern. Auch vor den ärmsten Hütten brannten an diesem Abend die Lampen, auch vor Hütten, wo die

Bewohner so bitter arm waren, daß sie bloß einmal im Jahre ein Licht anzünden können, beim Fest „Divali“.

Ausnahmsweise habe ich mich europäisch angezogen, das Dinnerjacket und die weißen Schuhe, die ich noch nie trug, da wir von Takore Sahib, dem Herrscher des Staates Vasana, zum Mittagessen eingeladen waren. Er hatte einen entzückenden kleinen Jungen, der mich fragte, ob ich ein Heiliger werden wolle, weil ich indische Tracht trug. Der Takore Sahib war ein junger Witwer, einer der kleinen Fürsten in Indien und kein reicher Mann. Doch hatte er ein Chevrolet-Auto und einen Premierminister „Divan“ genannt.

Eine unbeschreibliche Heiterkeit lag über allen diesen Mahlzeiten. Auf der großen ovalen Metallplatte vor mir waren um das Mittelstück, den Reis, all die süßen und sauren Gerichte oft unbekanntens Namens gereicht, und man komponierte und mischte nun zusammen nach Herzenslust, die gelbe Zitronencreme und ein Bohnengemüse und Buttermilch und Joghurt und die vielen Brote: Chapati, Puri und wie sie alle heißen, es schmeckte herrlich!

Der Fürstenpalast glich wohl dem Königssitz des Odysseus auf Ithaka. Die Hirten, nicht Schweinehirten, aber Kuhhirten, gingen aus und ein. Das Schloß, dreistöckig, mit steilen Holztreppe und Balkendecken, war eigentlich ein altes, reiches, verwitertes Bauernhaus. Holz, überall Holz, herrlich geschnitztes graues Holz; jede Stäbe, die hilft, einen Balken oder ein Dach zu tragen, ist geschnitzt, irgendein Ritter mit Schild und Schwert und Flügelhelm, oft von Fabelvögeln auf beiden Seiten umgeben, alles aus Holz. Fenster und Türen standen weit offen. Trotz der heißen Mittagsstunde wehte kühle Luft erfrischend durch die Räume.

In den Zimmern hingen an schweren Messingketten Schaukelstühle oder große, breite Schaukelbetten von den Deckenbalken herab. Die einzelnen Kettenglieder stellten Göttergestalten dar. Auch hier waltete ein eigener Diener, der nur dazu bestimmt ist, die Affenherden, die über die Dächer leise eindringen wollen, abzuhalten, ohne sie zu verletzen.

Durch furchtbare Hohlwege voll tiefer Wagenspuren und Staubmassen fuhren wir in Schleifen von dem hochgelegenen Fürstensitz in die Ebene hinab. Rings um die Bauernburg klebte ein elendes Dorf aus zerborstenen Lehmhütten.

Die Trommel Shivas

Die indische Ebene brannte schon in heißer Glut. Die Frucht war geschnitten, gelb und verbrannt starrten die Stoppelfelder, wüstengleich. Ermattet nach langer Krankheit hatte ich Tag für Tag von dem Haus bei Kolhapur, wo ich zu Gast war, zugesehen, wie sich die von Büffeln gezogenen zweirädrigen Erntewagen über die Straße wälzten. Staub, von den plumpen Rädern aufgewirbelt, erfüllte die Luft und drang in den Schlund. Wenn eine Stockung eintrat, stand die endlose Reihe hochbeladener Wagen bis zu den fernen Hügelwellen am Horizont. Auch des Nachts und in der ersten Frühdämmerung, lang vor Sonnenaufgang, hörte ich die anfeuernden Schreie und den endlosen Gesang der Wagentreiber. Die Fracht, die sie führten, die tausende von Ladungen vergilbten Heu's, gehörte nicht ihnen. Alles gehörte dem Maharaja von Kolhapur. Kein Platz war in den Scheunen mehr. Gleich Burgen, gleich hohen Ringmauern, wurde das verdorrte Gras rings um die Stadt Kolhapur aufgetürmt. Singend stampften halbnackte Männer die gelben Grasmauern, die immer höher wuchsen, zurecht; den Vorrat für eine kommende Hungersnot. Dies ist um so notwendiger, als Schlachten der Kühe und Einfuhr von Fleisch in diesem, wie in vielen anderen indischen Staaten streng verboten ist.

Und nun war ich plötzlich der glühenden Ebene entronnen und lebte auf der Hochfläche des Berges Abu. Die Sonne empfand man hier nicht mehr wie ein feindliches Gestirn, das Antlitz Yamas, des Todesgottes, der die Welt versengte. Hier sank fröhlich das goldene Licht herab in erquickende Luft. Im kühlen Wind wehten die zahllosen Palmenwipfel auf dem Rücken und Flanken des Berges. Fröstelnd saßen Shri und ich und Alan, ein junger Amerikaner, abends auf den kalten Steinfliesen des Bungalows. Kalter Nachtwind rüttelte an den Fenstern, riß die Türen des Hauses auf. O, es war eine Wonne, ein wenig zu frieren. Aber der erste Brief, den mir Shri diktierte, war eine dringende Aufforderung, rasch aus Nasik einige warme Teppiche zu schicken.

Alan war Chemiker, 31 Jahre alt. Vor neun Jahren war er Shri auf dessen Vortragsreise in Amerika begegnet. Und daraufhin hatte Alan begonnen, Sanskrit zu lernen, und hatte angefangen zu sparen, um einmal nach Indien zu Shri reisen zu können und wahrhaft dessen Schüler zu werden. Die mannigfaltigsten Berufe hatte der junge Mensch zu diesem Zwecke ergriffen, mühsam gegen die Depression und Arbeitslosigkeit in Amerika ankämpfend. Er war der Angestellte eines Agenten gewesen, der Häuser zu vermieten hatte – und war entlassen worden, weil er dabei getroffen wurde, als er während seiner Arbeitszeit in den hochgelegenen leeren Räumen zu viel in die Luft schaute oder in seine Sanskrit-Grammatik vertieft war. Er hatte dann in einer Munitionsfabrik und in ähnlichen Betrieben gearbeitet. Später in einer Whisky-Brennerei, viele schwere Tag- und Nachtschichten voll Fuselgeruch. „In Shivas, des Zerstörers Werkstatt“, meinte Shri. Immer wieder war

Alan nach einigen Monaten Beschäftigung hinausgeworfen worden. Zuletzt aber hatte er die Kündigung erfreut zur Kenntnis genommen und seinem Vorgesetzten mitgeteilt, er wäre ohnehin im Begriffe, zu gehen. „Wohin zu gehen?“ hatte ihn der Mann in der Schnapsfabrik voll Staunen gefragt. „Nach Indien.“ Darauf hatte ihm sein Chef kräftig die Hände geschüttelt. „Ja, das ist gut, nach Indien. Dort gehören Sie hin. Und darf ich fragen, was Sie in Indien machen werden?“ „Yoga studieren“, war die Antwort.

Mit seinen wenigen hundert Dollar hatte Alan sehr haushalten müssen. Er hatte das langsamste, billigste Frachtschiff gewählt. Sechs Wochen hatte er gebraucht, um auf großen Umwegen von New York über Schottland, Gibraltar, Marseille endlich Indien zu erreichen. Und dann war er ein wenig betäubt und verwirrt von der langen Seereise und dem ersten Zusammenprall mit dem tropischen Erdteil, neben mir auf dem langen grauen Bahnsteig der großen indischen Tuchmacherstadt Ahmedabad auf und ab geschritten, und nun saßen wir nebeneinander vor Shri auf dem kalten Steinfußboden des Bungalows „Shanti Nivas“ (Wohnung des Friedens) in der Höhenstation Mount Abu und froren gemeinsam.

Alans täglicher tiefer Schmerz war, daß er nicht, wie ich, auf indische Weise mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden sitzen konnte. Seine Knie waren zu steif dazu. Bei seinen Biegeversuchen, im erbitterten Ankämpfen gegen die Steifheit seiner Gelenke, hatte er sich in Amerika einmal beide Gelenke gebrochen, und die Biegefähigkeit seiner Knie war dadurch nicht besser geworden. Nun hockte er vergrämt auf den Steinfliesen und mühte sich heroisch, jeden Tag in fortgesetzten Übungen, doch noch einmal die Steifheit seiner Knochen Millimeter um Millimeter zu bezwingen. Wenn er die Brille abnahm, hatte er ein gutes, reines, schüchternes Jungengesicht. Er war von einer schonungslosen Aufrichtigkeit, vor allem gegen sich selbst. Er konnte wüten, wenn ich im Sprechen Vergleiche gebrauchte, die er übertrieben oder als zu poetisch empfand. Aber heimlich war er selbst, das vertraute er mir viel später an, ein Dichter, der einst infolge eines großen Kummers alles Poetische im Leben aufgegeben und sich verhärtet hatte.

Mein kleines Zimmer hatte ein Fenster nach Osten. In Mount Abu gelang es mir an den meisten Tagen, vor Sonnenaufgang aufzustehen, und dann trat ich auf die steinerne Terrasse hinaus und blickte nach Osten über die Palmenwipfel, wo die Sonne aufgehen würde.

Zwischen den gefiederten Wipfeln funkelte der erste kristallene Sonnenblitz auf. Ich sang:

„Nimm es fort, das goldene Licht,
daß ich Deine wahre Gestalt schauen kann.“
(Isha-Upanishad 15)

Nun tauchte ein wenig übernachtigt Alan auf und wir wanderten über den Berg. Es

waren wunderbare Morgenstunden, da wir auf Mount Abu unsere ersten Entdeckungsmärsche machten. In den ersten Tagen liefen wir gewöhnlich noch erst heim, um einen warmen Mantel zu holen, denn ein rauher Morgenwind blies.

Der Berg Abu ist von Klüften und Grotten durchhöhlt, wo durch endlose Zeiten Yogis und Asketen gewohnt und Tag und Nacht meditiert hatten. Und der Berg ist von Legenden umspunnen. Der Berg Abu wird geradezu als ein Sohn des Himalajagebirges bezeichnet.

In den waldbedeckten Flanken des Berges, wo heute noch Tiger und Panther sich bergen und schweifend die Affenscharen auf den Bäumen erschrecken, da hatten einmal zwei große Rishis, Urlehrer der Menschheit, ihre Klausen. Einen Tag verbrachten wir in der Einsiedelei des Rishi Vashishtha, mitten in üppiger Bergwildnis, hoch über einem Abgrund. Es wird erzählt, daß Vashishtha durch tausende von Jahren der Guru aller Könige aus der sogenannten Sonnendynastie war, dem Geschlecht, dem auch mein Freund Rana entstammte. Mit Rana, der zu Besuch gekommen war, lasen wir ein Werk, das Vashishtha zugeschrieben wird. Das Werk heisst „Yoga Vashishtha“ oder „Großes Ramayana“. Es beginnt mit dem tiefen Leid über die Vergänglichkeit alles Irdischen, das der Göttliche Königssohn Rama empfindet.

Nah einem der Gipfel des vielgestaltigen Berges sind die unterirdischen Felsenhöhlen zu einem uralten Tempel ausgehauen. Dort im Dunkel thront die Herrin der vergänglichen Welt. Ihr Name ist Arbuda. Auch der ganze Berg hieß ursprünglich Arbuda, es ist einer der vielen Namen der Maya.

Höhle um Höhle muß man durchwandern, um in ihr Heiligtum zu gelangen. Zu Seiten des Felsentores ist mit roter Farbe ihr Zeichen, der Dreizack, gemalt, zu beiden Seiten des Dreizacks Sonne und Mond. Aus den Himmelssphären ist die große Maya, die Erdenherrin und dienende Magd Gottes, bis in die Finsternis der Erde hinabgestiegen. Ehrfüchtig stand ich, wie alle andern, mit nackten Füßen vor ihrem Standbild. Ihr Antlitz war schwarz!

In vielen Tempel der Maya bin ich seither eingetreten; unter mancherlei Namen wird die Maya, die Magd Gottes, in Indien verehrt. In vielerlei Gestalt, in verschiedenen Farben habe ich ihr Standbild gesehen. Einmal kam ich in einen ihrer Tempel, mitten in einem anderen wilden Gebirge, das noch heute von Raubtieren durchschweift wird. Auch dieser Tempel war in einen Felsenschlund gehauen. Ich erschrak, als ich das Bildwerk dort erblickte. Denn riesenhaft und brennend rot ragte über mir die Gestalt der Gewaltigen.

Bekommen blickte ich zu dem Priester auf, der, zwerghaft klein anzusehen, hoch oben im düsteren Felsenhintergrund des Standbildes stand und über den wie im Fieber glühenden Leib der Göttin kühlende Flüssigkeit aus Krügen ausgoß, als ob er die Zornige besänftigen wollte. Zehn Arme streckte die Furchtbare aus. In ihren blutroten Händen hielt sie zehn Speere. Die zehn Speere bedeuteten die indischen Weltgegenden: Norden, Süden, Osten, Westen und die vier Zwischen-

weltrichtungen und Zenith und Nadir, also den irdischen Raum. In die Speere der Maya stürzen jene Wahrheitssucher zurück, die selbstüchtig, ohne Liebe und mit ungeläuterten Begierden, in das Reich der Wahrheit, in das Reich Gottes eindringen wollen.

Jeden Morgen wanderten Alan und ich über den Berg. Jeden Nachmittag und Abend aber wanderten wir zu dritt, mit Shri, zwischen den rötlichen Felskuppen, voll alter, betäubend duftender, blühender Mangobäume. Selten trafen wir Menschen. Denn Mount Abu ist wohl ein bekannter Höhenluftkurort in Indien, mit den Palästen vieler indischer Fürsten, aber zur Zeit hauste bloß ein einziger Gast in dem weitläufigen Rajputanahotel. Büffel äugten uns an. Affen sprangen von Baumkrone zu Baumkrone, von Palmwipfel zu Palmwipfel.

Wenn wir so wanderten, tauchte zuweilen im Westen oder Süden oder Osten unvermutet die Ebene in der Tiefe auf, die große, gelbschimmernde Wüste, von Hitze glühend, mit eingetrockneten Flußbetten. Jeden Morgen und Abend dröhnte vom großen Shivatempel der schwirrende Ton einer ehernen Trommel herüber.

„Was bedeutet dieses Trommeln?“ fragten wir.

„Wenn ein Atma erwacht“, erklärte Shri, „dann erwacht auch die Maya, die nicht nur im Kosmos, sondern auch in der tiefsten Grotte des Menschenleibes in dunkler Nacht erstarrt ist. Jubelnd steigt die befreite Macht aus der Tiefe des Menschenleibes durch Herz und Haupt zum tausendblättrigen Lotos Brahmas und zu Gott empor. Wenn der Strom der Maya durch den Lotoskelch des inneren Herzens emporrauscht, dann vernimmt der Yogi in seinem eigenen Herzen einen dem irdischen Ohr nicht vernehmbaren, schwirrenden Ton. An diesen Ton soll das tägliche Dröhnen der Trommel Shivas den noch nicht erwachten Menschen erinnern.“

Auch Buddha, den die Hindus zu den großen Avataren Gottes zählen, hat dieses innere Erlebnis wohl gekannt. Am Ende seiner Meditation unter dem Bodhibaum, das heißt unter dem Baume der Erleuchtung, als Siddharta ein vollkommen Erwachter geworden war, da brach er auf zur Stadt Shivas, nach Benares, und sang:

„Der Wahrheit Reich erricht' ich nun
Und wandre zur Benaresstadt,
Erdröhnen soll in finsterner Welt
Die Trommel der Unsterblichkeit!“

Fast jeden Nachmittag, gegen Abend zu, wenn alle Farben leuchtender wurden, wanderten wir nun mit Shri zu dem großen Shivatempel, der sich, zinnenbewehrt, mit seinen Höfen und Pilgerherbergen über dem Ufer eines Bergsees erhob und wo allabendlich die ehernen Trommel dröhnte. Einmal klopfte Alan mit dem Finger schein auf die Trommel, die einen tiefen Ton von sich gab. Dann setzten wir uns am Hang einer der Ufervorsprünge hin und Shri gab uns seine Unterweisung.

Zuweilen schwiegen wir und blickten auf die Tiere, die ungestört ringsum ihr Spiel trieben, Käfer und Ameisen im Gras und blinkend huschende Eidechsen und Chamäleons, die blitzschnell vorglitten, wie erstarrt innehielten, wieder vorglitten, oftmals ihre Farbe wechselnd, bald smaragdgrün, bald purpurrot. Mückenschwärme schwangen sich im Tanz über dem See. Über den Mückenschwärmen zogen fremdartige farbige Vögel ihre Bahnen. Sinnend blickte Shri zu den Mücken und den leuchtenden Vogelscharen empor. „Lauter Seelen“, sagte er in kindlichem Staunen. „Lauter Atmas.“

Eines Tages, als wir dem See zuschritten, waren am Tor des Rajputanahotels fettgedruckte Zettel angeschlagen. Wir lasen: „Die Deutschen marschieren in die Tschechoslowakei ein. Prag besetzt“. Nicht nur die Trommel aus dem Shiva-tempel, auch die Weltgeschichte dröhnte zu uns herüber.

An diesem Abend war Alan sehr niedergeschlagen. Während wir auf dem Felsvorsprung über dem glitzernden Wasser saßen, berichtete er von Amerika, daß es während seiner Jugend, zur Zeit der Depression, in dem überreichen Land eine Menge von Menschen gegeben hatte, die ständig am Rande des Selbstmordes lebten, weil sie fürchteten, daß sie am nächsten Tage entlassen würden und verhungern müßten. Er erzählte von Müttern, die darüber klagten, daß sie Kinder in die Welt gesetzt hatten. „So viele haben heute Furcht, vor dem Aussetzen der Konjunktur, oder daß sie Krebs bekommen, oder daß ein neuer großer Krieg ausbricht. Shri, glauben Sie, daß ein neuer Krieg möglich ist, der die ganze Welt in einen Trümmerhaufen verwandelt?“

„Alles ist möglich in unserem disharmonischen Zeitalter, dem Kaliyuga“, erwiderte Shri todesernst.

Alan sprang auf und stampfte mit dem Fuße auf die Erde. „Kaliyuga! Ich hasse diese Schlagworte“, rief er erbittert, „ob sie nun von Rishis oder von Göbbels erfunden worden sind. Das tausendjährige Dritte Reich und der unabwendbare Göttliche Weltenplan, ich sehe keinen Unterschied. Alles Schlagworte. Wo bleibt die Willensfreiheit? Wo bleibt der Atma, wenn man unentrinnbar einem Hitler oder dem Kaliyuga ausgeliefert ist? Wollen Sie vielleicht behaupten, daß auch die Diktatoren von heute Atmas sind? Das sind bloß Dämonen.“

„Auch die Dämonen sind Atmas“, sagte Shri mit Nachdruck. „Wir müssen die Dämonen bekämpfen; Gott erlöst sie. Und die Diktatoren, vor denen du dich fürchtest, sind Zwerge gegen die mächtigen Asuras, die in der Vorzeit die Erde beherrscht haben, damals als Krishna kam. Aber wenn Krishna Seinen Fuß auf ihr Haupt gesetzt hat oder sie erschlagen hat, dann sind sie in Sein Göttliches Licht eingegangen.“

Mürrisch starrte der junge Amerikaner zu Boden. Weinerlich wie ein schläfriger Knabe sagte er: „Ich mag nicht im Kaliyuga, im jetzigen Zeitalter, leben. Warum kann nicht immer goldenes Zeitalter sein?“

„Immer ist in der erwachten Seele das goldene Zeitalter“, lautete Shris trostvolle Antwort.

Fahl waren die Wasser und fahl der Himmel geworden. Bald im Schein des aufgehenden Mondes und bald im Schatten dunkler Bäume gingen wir unserem Hause zu. Ein duftender scharfer Wind von unbekanntem Blüten wehte auf uns nieder, dazwischen das unvorstellbar süße Fluten des Duftes in vollster Blüte prangender Mangohaine.

Aus dem Schatten der Baumgruppe traten wir drei, in der Mitte Shri, zu seinen Seiten Alan und ich, auf den mondbeschiedenen Wiesenplan hinaus, hinter welchem, von Palmenwipfeln umweht, sich unter dem Sternenhimmel unser weißes Haus „Shanti Nivas“ erhob.

„Ist es nicht wirklich eine Wohnung des Friedens?“ fragte Shri fröhlich, Alan leicht, als ob er ihn segnete, über die staubblonden Haare streichend. Es tat ihm leid, daß der junge Schüler, der viele Opfer gebracht hatte, um nach Indien zu reisen, das geliebte Land bald wieder verlassen sollte und nach Amerika zurückkehren mußte.

Wir saßen noch eine Weile zusammen im Mondlicht auf dem Wiesengras, Alan sah zu Boden. „Shri“, begann er nach einer Weile, noch immer mit kummervoller Stimme, „Shri, ist im Kaliyuga ... ich meine, ist nach Christus kein Heiland, kein weiterer Avatar Gottes mehr auf die dunkle Erde gekommen?“

„Das war eine gute Frage“, sagte Shri erfreut. - „Er ist gekommen! Zahllose Male haben die Heiligen Schriften Seine Herabkunft vorherkündet, so wie Christus vorherkündet worden ist. Große Weise des goldenen Zeitalters haben zu Gott um die Gnade gefleht, in unserem Zeitalter der Zwietracht wiedergeboren zu werden, um gleichzeitig mit Krishna Chaitanya, der Krishna Selbst ist, auf Erden zu leben. Aber als Er dann wirklich unter uns gewandelt ist – und das ist kaum mehr als fünfhundert Jahre her – da hat Er keine Wunder getan, keine Toten auferweckt oder Dämonen erschlagen. Er ist der verborgene Avatar. – Dieser Avatar ist der freigiebigste von allen, indem Er auch den Unwürdigen die höchste Gabe schenken kann: erkennende, erfreuende Liebe zu Gott (Prema). Dieser goldene Avatar ist die Gestalt Gottes, die höchste Freude schenkt, die Gestalt des vollendeten Bhakta, als Diener Seiner Selbst.“

„Wie ist Sein Name?“ fragte Alan sehr leise.

„Krishna-Chaitanya“, sagte Shri.

Der Schaltmonat Purushottama

Als die ersten Regengüsse niederpeitschten, kehrten wir von dem von Nebel und Nässe umwobenen Berggipfel der Göttin Arbuda unter das schützende Dach von Shris festem Haus in Nasik zurück.

Zu den Gepflogenheiten der wandernden Asketen in Indien gehörte es, acht Monate im Jahr unterwegs zu sein, in keinem Tempel und in keinem noch so gastlichen Haus zu verweilen. Zu ihren Regeln gehört aber auch, am Beginn der großen Regen innezuhalten in ihrer mühseligen Wanderung und während der vier Monate der Regenzeit unter einem schützenden Dach zu wohnen und sich ganz dem Studium und der Versenkung in die Heiligen Schriften zu widmen. Deshalb nennt man diesen Teil des Jahres „die vier heiligen Monate“.

Das indische Jahr ist ein Mondenjahr. Die zwölf Monate, die jeweils mit dem Vollmond beginnen, sind den großen Avataren Gottes geweiht, und jeder Monat gilt als von der Kraft eines dieser Avatare durchglänzt. In Schaltjahren aber gibt es noch einen dreizehnten Monat. Dieser gilt als von noch tieferem Glanze durchleuchtet, nämlich von Gott in Seiner ganzen Fülle. Der Schaltmonat führt die gleiche Bezeichnung wie Gott Selbst: Purushottama, das heißt Höchste Person oder Höchste Urgestalt.

Krishna wird als Purushottama gepriesen, als sogenannter *Avatarin*, der zum Heile der Welt die vielen Avatare herabsendet, bis schließlich auch Er Selbst in Seiner ganzen Göttlichen Fülle als Krishna herabsteigt. So ähnlich steigt gleichsam im Laufe eines Schaltjahres der Monat Purushottama herab. Dieser Monat ist in ganz besonderer Weise Gott geweiht. In dieser festlichen Zeit wird deshalb in vielen Brahmanenhäusern von Anfang bis zum Ende ein großes Werk in zwölf Teilen vorgelesen und vorgesungen, das vom Ruhme des fundamentalen Gottes, Bhagavan Shri Krishna, erzählt.

Shri saß auf seinem Kissen auf dem Tigerfell. Sein ständiger Sekretär, dann noch ein Schwager Shris, ein Yogi mit langem schwarzen Bart und langem Haar, und ich saßen auf dem Teppich vor ihm und sangen Lieder. Die Lieder waren in Marathisprache, der Sprache des Volkes in dieser indischen Landschaft um Nasik, und zumeist sehr einfach. In einem Winkel kauerten ein paar Frauen und sangen. Wir Männer hatten ganz einfache Musikinstrumente in der Hand, runde Metallplättchen, die aufeinander schlugen, oder Holzplättchen mit Metall. Und wir schlugen laut im Takt und sangen Lied um Lied, in langer Wiederholung, ohne Pause. Es war wie das Wogen eines Ozeans.

Da begann der Mann mit dem schwarzen Bart feierlich in singendem Tonfall aus dem Buche vorzulesen. Bevor er richtig zu lesen begann, rief er Sarasvati an. Sie schenkt die Kraft, die Göttliche Weisheit auszudrücken. Dann rief er Ganesh an, der in Elefantengestalt, in Stein und Ton gebildet, an den Pforten und in den

Nischen zahlloser indischer Häuser zu sehen ist. Denn Ganesh, der Sohn der Maya, der großen Devi, gilt als der Herr des Glücks und des Erfolgs, der alle Hindernisse beseitigt.

Der Yogi mit dem dunklen Bart flehte, daß alle diese hohen Mächte, die Diener und Dienerinnen Krishnas sind, in seinem Denken, in seinem Sprechen leben möchten. Wasser goß er aus einer Bronzeschale im Kreise auf den Boden aus und träufelte einige Tropfen in seine hohle rechte Hand und ließ sie dann andächtig auf seinen Scheitel und in seinen Mund rinnen. Währenddessen sprach er den Mantra an die sieben heiligen Ströme Indiens.

Immer wieder beugte sich der Vorleser nieder und berührte ehrfürchtig mit der Stirne das Buch. Als er die Abschnitte dieses Tages zu Ende gelesen hatte, erhoben wir uns alle und sangen wieder im Chor und klatschten in die Hände und ließen Lichter über dem blumenüberschütteten Tische kreisen, auf dem in der Reihe Göttlicher Heilandsgestalten auf Erden auch ein Bild von Jesus Christus stand.

Niemand hatte mich aufgefordert, an dem Singen teilzunehmen. Ich setzte mich von selbst dazu und Shri freute sich darüber. Das Buch, aus dem nun jeden Abend vorgelesen wurde, ist eines der mächtigsten Bücher der Menschheit. Auch äußerlich ist es gewaltig. Zwölf Teile hat es mit zusammen achtzehntausend Strophen. Es heißt „Bhagavatam“. Das Werk besteht aus einer Folge zahlloser Aussagen von den Taten Gottes, den Offenbarungen Gottes auf Erden, im Himmel und in der Welt der Dämonen und in der Totenwelt und in Seinem Eigenen Reich. In zahllosen indischen Häusern findet man dieses Buch. In vielen Häusern ist das Bhagavatam das einzige Buch. Es ist ein Lebensbuch, darinnen täglich gelesen wird, Lebensbrot, so wie es einstmals die Bibel in den beginnenden evangelischen Zeiten nach der Reformation für einen großen Teil der Menschen im Abendlande war – und für manche auch heute noch ist.

Dem großen Weisen Vyasa wird das große Bhagavatam zugeschrieben. Es ist eine Sammlung von Erzählungen, wie Gott immer wieder zur Erde niedersteigt in verschiedenen Gestalten; als der Fisch-Avatar, der König Satyavrata und die sieben Rishis in der Arche durch die Nacht der großen Flut zieht, als der Schildkröten-Avatar, als der Eber-Avatar, als der Avatar in Gestalt eines Mannes mit einem Löwenhaupt, als der Mann mit einer Axt, als der Knabe Vaman, als Rama, als Krishna ... Erzählungen von der Zukunft der Welt, wie Gott in der Zukunft nochmals niedersteigen wird, dann, wenn ein dunkler Mensch, einer aus dem Schlamme der Menschheit, König der Erde sein wird; wie Gott dann kommen wird, um diesen Shudra-König zu besiegen.

In Vyasas Werk rollen die Gestalten wie in unermäßigem Strome dahin, Weltennacht folgt darin auf Weltentag. Die Veden, die indischen Heiligen Schriften, wachsen darin aus dem Urbaume der Gottheit heraus, werden von den Dämonen geraubt, von der Weltvernichtung verschlungen, werden wieder und wieder der Menschheit geschenkt.

Auch an jedem Vormittag dieses festlichen Monats Purushottama wurde in Shris Meditationsraum in seinem Haus in Nasik ein langes Stück des Werkes Bhagavatam von einem seiner Schüler laut vorgelesen. Ein hoher Stoß loser Blätter, sorgsam in rote Seide eingehüllt, ehrfürchtig aus einer Hülle genommen, ehrfürchtig nach dem Lesen wieder hineingeknüpft. Lichter brannten davor, mit frischen Blumen wurde das Buch stets bedeckt.

Wir lasen die Geschichte jener Offenbarung Gottes, da Er als Krishna in einem dunklen Kerker auf Erden sichtbar wurde. Ein grausamer König namens Kamsa beherrschte damals die Lande. Alle vorher geborenen Geschwister Krishnas sind von Kamsa getötet worden. Alle Neugeborenen will er erwürgen, um das Gotteskind, das seine Herrschaft bedroht, zu vernichten, gleich Herodes. Etwa dreitausend Jahre vor Christi Geburt ereignete sich dies alles.

Die Stadt Nasik vibrierte in diesem Monat von Musik. Ununterbrochen badeten Volksscharen in dem hochgeschwollenen, schäumenden Wasser des Flusses Godavari. Die Tempel standen mitten im Wasser. Die Arme des Flusses stauten sich von jubelnden Menschen. Sie tanzten festlich und sangen in den Straßen und Häusern von den Taten Gottes bis tief in die Nacht. Die ganze Stadt Nasik war voll von Überschwang.

Gesang und Marsch erfüllte laut die Luft. Immer näher kam es. Wir eilten alle ans Fenster. Eine Schar von Frauen pilgerte in langem Zug durch die Gärten. Aus Leibeskräften sangen sie jauchzend: „Shri Maharaj. Jai, jai, jai, – Shri Maharaj, Sieg, Sieg, Sieg!“

Viele Frauen aus Nasik hatten sich unter einer Anführerin zusammengetan, um Shri ganz unangesagt ein religiöses Singfest zu bereiten. In der gleichen Richtung wie die Sonne wandelnd, hatten sie das Haus umkreist, waren die Treppen hinaufgestürmt und nun waren sie alle im großen Saal des Hauses versammelt, alte und junge. Einige hatten ihre kleinen Kinder auf dem Arm. Manchmal verließ eine für kurze Zeit den Raum, um ihr Kind zu stillen. Sie sangen schallend, so laut, daß die Wände bebten, rings um Shri geschart, auf dem Boden sitzend. Jauchzend schlugen sie alle den Takt mit kleinen Metallzimbeln und sangen. Eine begann, und die Anderen fielen triumphierend ein, im Chor, unermüdlich, Lied um Lied, mehrere Stunden lang.

Shri saß still mit hellem friedvollen Gesicht mitten unter ihnen und lauschte den Liedern zu Gottes Ehre und zu seiner Ehre. Gleich einem Kinde schlug auch er im Takt die Hände zusammen wie die Andern: selber einer aus der endlosen Reihe der Boten und Verkünder Gottes.

Als die Frauenschar uns verlassen hatte und ich schon wieder in meinem Zimmer war, hörte ich Shri in die Hände klatschen. Ich eilte die Holztreppe hinunter. Shri saß bereits im Auto und ich setzte mich neben ihn. Schweigend fuhren wir aus der Stadt hinaus. Weit draußen im freien Land ließ er den Wagen halten. Wir stiegen

aus und schritten von der Straße fort über einen breiten Acker, dessen Erde in Schollen frisch aufgebrochen war. Der Himmel war von ungeheurem Gewölk erfüllt, das in raschem Zug tief dunkelblau vom Horizont aufstieg und, so weit der Blick reichte, sich auftürmte.

„Die Erde will empfangen“, sagte Shri leise. Nach einer Weile wies er abermals auf den ernsten Himmel und murmelte: „Krishna, Krishna.“

Ich wusste, was Shri meinte. Das Wort Krishna bedeutet im Sanskrit seltsamerweise nicht nur Krishna, den Gott, sondern es ist auch die Bezeichnung für die leuchtende dunkelblaue oder tiefviolette, fast schwarze Farbe einer regenschweren Gewitterwolke.

Zweiter Teil

Das Lager in Indien

Shiva tanzt

Friedevoll lebte ich im Hause meines Lehrers in Nasik, in dessen Garten fast das ganze Jahr die vielen Rosenbüsche blühten, von denen ich jeden Morgen ein Bronzebecken voll Rosen pflückte und diese in Shris Meditationsraum ausbreitete.

Shri hatte mehrere Male nachdrücklich den Wunsch geäußert, daß ich keine Zeitungen lesen solle, um auf dem geistigen Weg, den er mich führte, nicht gestört zu werden; denn er sah, daß ich durch die weltgeschichtlichen Ereignisse allzusehr in Unruhe versetzt wurde. Natürlich gehorchte ich meinem Guru. Wenn ich manchmal doch die Sorge um meine Frau und mein Kind in Österreich nicht unterdrücken konnte, versicherte er mir ernst, daß diese behütet seien. Um mich zufriedenzustellen, lud er überdies die Meinen liebevoll ein, nach Indien zu kommen und gleich mir in seinem geräumigen Haus Anandapith in Nasik zu leben. Er und ich machten bereits Pläne, in welche indische Schule der Knabe später gehen solle. Die Einreisebewilligung für Frau und Kind zu erhalten – für Shanti und Gunananda, wie Shri die beiden nannte – hatte beträchtliche Mühe gekostet. Aber das amtliche Papier mit der Genehmigung der indischen Regierung war schließlich doch eingetroffen.

Fern war Europa, fern war auch das ungeheure Gebirge, der Himalaja, der Indien im Norden abschließt und von dem ich bloß einige Bodenfallen mit Shri durchwandert hatte. Manchmal fragte ich meinen Guru: „Shri, wann werden wir die abgebrochene Pilgerfahrt zum Hause Shivas wieder antreten?“ Der alte Mann lächelte seltsam: „Warte, bis es an der Zeit ist. Shiva wird dich rufen“.

Ich sehnte mich nach den Hochwäldern, den einsamen Seen, den menschenleeren Berghängen, wo Shiva in der Ödnis thront. In den Träumen mancher Nacht glaubte ich wieder auf den rauhen Brettern einer der ärmlichen Pilgerherbergen zu liegen, wo durch die Fugen zwischen den Planken aus dem unteren Raum der beizende Qualm eines Feuers empordrang. Die braunen Kulis, die Shris Sänfte dem Manasarovarsee entgegentrugen, kochten da unten wohl ihr kärgliches Mahl. An der weißgekalkten rauhen Wand der Waldhütte hing Shivas Bild.

Shiva, der auch Mahadeva, der große Gott, genannt wird, war dargestellt, wie er meditiert. Aufrecht, mit untergeschlagenen Beinen, sitzt er in tiefster Versenkung. Sein nackter Leib ist beschmiert mit der weißen Asche von Scheiterhaufen, auf denen die Toten verbrannt wurden. Seine Arme sind von wild züngelnden Schlangen umringelt. Es sind die schlangengleichen Begierden der Sinneswelt, die

ihn umzügeln. Shiva achtet ihrer nicht. Er blickt in ein Reich, das nicht von dieser Welt ist. Unter dem Bild stand zu lesen: „Shiva meditiert über Krishna“.

Aber noch ein anderes Bild Shivas hing zuweilen an den Wänden der Pilgerherbergen im Himalaja. Einen Farbendruck dieses Bildes hatte ich einmal im Basar in Nasik aufgestöbert und an die Wand meines friedlichen Zimmers im Hause Anandapith aufgehängt. Hier war Shiva als Weltzerstörer abgebildet: Trunken tanzt er in Gestalt eines Jünglings im leeren Raum über einer düsterglühenden Welt, die unter seinen Tanzschritten zerbricht und in Schutt und Asche sinkt. Shiva, der Zerstörer, tanzt, um Raum für neue Schöpfung zu bereiten.

Eines Morgens, es war ganz früh und draußen war es noch dunkel, schreckte ich aus dem Schlaf auf. Mich dünkte, es donnerte. Mit Fäusten, oder waren es Gewehrkolben, wurde unten ungeduldig an die Türe des freundlichen Bungalows in der Stadt Nasik gepocht, wo ich mit Shri wohnte. Aber Shri war nicht da, er war auf einige Tage verreist, war zu seinem Schüler Rana gefahren. Nun wurde das Tor des Hauses geöffnet. Schwere Schritte, wie von eisenbeschlagenen Schuhen, stampften die hölzerne Treppe empor. Ein indischer Polizeiinspektor in Uniform, gefolgt von einer Reihe indischer Soldaten, trat in mein Zimmer.

„Sie sind verhaftet. Machen Sie sich rasch fertig. Nehmen Sie Ihre notwendigsten Sachen mit. Und kommen Sie mit uns. Wir haben Krieg“, sagte der Inspektor. Während ich mich eilig anzog, wurden der Schrank und meine Koffer durchwühlt und untersucht. Man schob mich in ein wartendes Auto. Die Fahrt ging durch wohlbekannte Landschaft, durch die ich viele Male an der Seite Shris in dessen Wagen gefahren war. Links und rechts von mir und vorn neben dem Wagenlenker saß diesmal je ein indischer Soldat, der sein geladenes Gewehr mit aufgefanztem Bajonett fest umklammerte. Der Wagen hielt vor einem Tor in einer hohen Stacheldrahtwand. Voll Verwunderung entsann ich mich, daß ich vor mehr als zwei Jahrzehnten als junger Soldat im ersten Weltkrieg mit geladenem Gewehr und aufgefanztem Bajonett vor dem ganz ähnlichen Stacheldrahttor eines Gefangenenlagers für russische Kriegsgefangene in Österreich Wache gestanden hatte. Diesmal allerdings blieb ich nicht außerhalb des Stacheldrahtes stehen. Durch die Tore der äußeren und der inneren Umzäunung wurde ich in das Lager hineingeführt und wurde in eine Baracke gewiesen, wo schon einige übernachtete Menschen warteten.

Im Laufe des Tages wurden es viele Hunderte, die mit Wagen und Eisenbahnzügen in dem Gefangenenlager anlangten. Der zweite Krieg war eben ausgebrochen. Da ich mit einem österreichischen Paß nach Indien gekommen war, war ich über Nacht ein sogenannter „feindlicher Ausländer“ geworden. Hunderttausenden, ja vielleicht Millionen von Menschen in der weiten Welt geschah in diesen Tagen das gleiche wie mir, sie wurden in Lagern hinter Stacheldraht eingesperrt.

Während Shiva, der Zerstörer, tanzte und die Erde unter seinem Tanze zitterte und schwankte und die für Jahrtausende gegründeten Reiche und Ordnungen einstürzten wie Maulwurfsbauten, bemühten sich die Menschen überall auf Erden, mit Massen von Beton und Eisen Schutzwälle für ihre jeweiligen Ordnungen und Gesetze zu errichten, denen nur eines gemeinsam war, das Gesetz der Vergeltung und Wiedervergeltung. Dazu gehörte auch, daß sich die Gefangenenlager füllten. Und da schon vor Ausbruch des Krieges die Gefängnisse nicht ausreichten, wurden nun in allen Weltteilen, in Afrika und Asien, in Amerika und in Australien und in Europa, und natürlich auch in Indien überall eiligst neue Lager errichtet. Tag und Nacht wurde im Akkord gearbeitet, in glühender Sonne und bei Scheinwerferlicht. Mit ungeheuren Kosten wurden in jedem Land zahllose häßliche Baracken aufgestellt, mit Ziegeln oder mit Stroh oder mit Wellblech gedeckt. Wenn man mit der Eisenbahn fuhr, sah man manchmal lange Zeit links und rechts vom Zug nichts als Baracken, eine neben der anderen. Riesige Wälder wurden abgeholzt, nur um genug Holz für die notwendigen Gefangenenbaracken zu erhalten. Stacheldraht, der Tausende von Lastwagen und Hunderte von Schiffsladungen füllte, wurde von großen Trommeln abgerollt und hastig aufgespannt und aufgepflockt und zu unentwirrbarem, zackigem Eisendorngeflecht verknäuelte. Getreidefelder planierte man mit schweren Straßenwalzen, obwohl die Welt hungerte, bloß um genug Raum für Gefangenenlager zu haben. Fruchtbäume schlug man nieder, um genug Grund für Gefangenenlager zu haben. Geviert an Geviert erstreckten sie sich, endlos, wie die Hürden der Schlachthäuser in Chicago.

Die indischen Lager, in denen ich etwa sechs Lebensjahre verbrachte, waren zumeist gute Lager. Es gab keine Gaskammern dort, keine Prügel- und Folterkammern oder Verbrennungsofen für Menschen. Diese Lager waren in keiner Weise mit Konzentrationslagern in Deutschland und dessen Nachbarländern zu vergleichen. Die derbe Kost war im allgemeinen gut und ausreichend, natürlich fast ausschließlich Fleischnahrung, in den späteren Jahren hauptsächlich Konserven. Daß vielen Internierten infolge der einseitigen Ernährung aus Vitaminmangel im Lager alle Zähne ausfielen, war gewiß nicht Schuld der Behörden. In manchen Teilen Indiens herrschte Hungersnot. Daß ich persönlich Entbehren litt und zeitweilig hungerte, war meine eigene Schuld, denn ich mühte mich eigensinnig, auch hinter Stacheldraht die streng vegetarische Lebensweise beizubehalten, die ich im Hause meines Guru lieben gelernt hatte und die für jeden Yogapfad eine große Hilfe bedeutet. Aber trotz der guten Behandlung gab es niemanden im Lager, und ich machte keine Ausnahme dabei, der nicht eines Tages von Verzweiflung überwältigt wurde und nahe dem Selbstmord war. Denn es gab kein Leid, keine Sorge, kein Problem einer gemarterten Welt, das in den engen, von Stacheldraht umgebenen Gevierten des Lagers nicht beklemmend anwesend war.

Wie Gott wollten die Machthaber aller Länder damals überallhin schauen und

dazu gehörte, daß sie kunstvolle Systeme geheimer Staatspolizei ausbildeten, die mit hunderttausend spähenden Augen schauten, die mit hunderttausend listigen Ohren lauschten. Die Sinne und Gliedmaßen dieser gespenstischen Ungeheuer, die man Geheimdienste nannte, erstreckten sich über die ganze Erde, auch in die Gefangenenlager hinein.

Als ich in dem indischen Lager anlangte, wurde ich alsbald flüsternd unterrichtet: „Nehmen Sie sich in acht. Seien Sie vorsichtig. Der ist bloß so freundlich zu Ihnen, um Sie auszuhorchen. Er ist ein Spion, ein Agent der Nazis. – Jener? Der schreibt Rapporte für die Engländer. Als er ein wenig betrunken war, hat er selbst einmal erwähnt, daß er Berichte schreibt. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie er einmal am frühen Morgen einen Bericht dem Sergeanten zugesteckt hat. – Dieser da? Gott behüte. Wissen sie denn nicht, das ist ein Kommunist. Er gehört zur GPU. Glauben Sie, die Russen haben nicht ihre Vertrauensleute und Zellen hier im Lager, sowohl bei den Nazis, als bei den Antinazis. Nun, Sie werden schon sehen, was alles passiert, wenn der Krieg einmal zu Ende ist.“

Zerrissenheit und Furcht zuckte und bebte in dem Knäuel von einigen tausend Menschen, die nach ihrer Gefangennahme in Drahtpferchen weiterlebten, ohne daß sie etwas ahnten von Shivas Tanz, unter dessen Schritten die Feuerflammen des Unterganges brausten.

Das Lager in Indien

Außerhalb des Lagers lebten die großen Herden grauer und brauner Affen, die von einem gewaltigen alten Affenmännchen, einem allgemein anerkannten, sehr herrischen Diktator, einem wahren Tyrannen, geleitet wurden. Oft stand eine ganze Affenschar dicht vor dem äußeren Stacheldrahtgitter des Lagers und alle die bejahrten und jungen, die Männchen und die Weibchen, welche stets ihre kleinen Kinder mit sich trugen, die ihre Brust umklammerten, starrten mit traurigen ernsten Tieraugen in die vergitterte seltsame Welt der Menschen hinein.

Manchmal lachten wir: „Uns geht's ja gut. Einen Zoologischen Garten haben wir auch“. Dann erinnerten wir uns, wie die Sache in Wirklichkeit beschaffen war. Die Affen draußen waren in Freiheit und schauten neugierig durch das Gitter zu uns, den in Käfigen eingesperrten Menschen, herein.

Was sahen die Affen.

Die Affen sahen, daß die Menschen innerhalb des Stacheldrahtes in dem überfüllten Lager immerzu wimmelten wie die Ameisen. Sie gruben in der Erde, sie pflanzten Bananen und andere Fruchtsträucher und Bäume. Sie legten kleine Gärten vor ihren Baracken an. Sie begossen ihre Beete. Sie säten Blumen und Gemüse, sie setzten Salat. Sie zimmerten, sie legten Rohre, sie nieteten, sie schmiedeten und schweißten. Sie mischten Beton, sie bauten mit Ziegeln und Steinen. Sie führten einen nicht endenden Kampf gegen das Ungeziefer in ihren Betten und gegen die Löcher in ihren Socken und Hemden. Sie spielten Karten und ließen viele Stunden lang die ausgeleierte Grammophone laufen. Sie schwätzten, sie stritten, sie prügelten sich. Manche lagen tagelang stumpf auf ihren verwanzten Gurtbetten in den Baracken, und träumten ihren schweren Traum.

Die acht Gehege des großen indischen Interniertenlagers genossen Selbstverwaltung hinter Stacheldraht. Es gab da hinter sorgsam bewachten Gittern einen regelrechten national-sozialistischen Staat, der wieder in drei Zonen geteilt war, die gesondert eingezäunt waren. Da gab es Führer, Unterführer und einen inneren Kreis. Man fand da eine Organisation für „Kraft durch Freude“, für Sport und Sportwettkämpfe, für Musik und Theateraufführungen und für Erziehung. Wer darnach strebte, konnte sich fortbilden, von den Anfangsgründen der Rechtschreibung bis zur Werkmeisterschule und dem Abiturientenexamen. Es gab aber auch schwarze Listen, geheime Akten, Boykott unliebsamer Elemente, Gleichschaltung widerstrebender Gruppen, zuweilen Prügelstrafe, Ansätze zur Briefzensur und Gestapo.

Daneben in dem Lagerflügel der Antinational-sozialisten und Antifaschisten herrschte eine streng demokratische Regierungsform mit regelmäßigen Wahlen und siedendheißer Wahlagitation. Hier wurde öffentlich in vielen Sprachen für den Sieg der Alliierten und den Niederbruch der gehaßten Gegner gebetet. In diesem Flügel lebten die Bewohner stets wie in der Stimmung eines Bahnhofswartesaales;

nur noch einige Tage, nur noch einige Wochen, „bis das Gesuch erledigt ist“. Alle warteten auf ihre baldige Entlassung. Viele warteten mehr als sieben Jahre. Sie feierten hinter Stacheldraht das große Siegesfest des Kriegsendes und warteten voll Gram und Verbitterung noch lange weiter.

Ein anderes Drahtgehege, bloß für italienische katholische Missionare einschließlich zweier Bischöfe, war ein richtiger Kirchenstaat, zweihundertfünfzig Meter breit und dreihundert Meter lang.

Es gab auch einen Lagerflügel für etwa hundert italienische Generäle, die man in Ostafrika gefangen hatte. Die Schar dieser hohen Militärpersonen war unter sich gespalten in eine faschistische und eine antifaschistische Gruppe, die sich beide leidenschaftlich befehdeten.

In dem einen Lagerflügel standen eines Nachts Scharen von Internierten dicht am Stacheldraht und sangen, feindselig der Nachbarabteilung des Lagers zugewendet, taktmässig und abgehackt im Sprechchor: „Du-ce! Du-ce! Du-ce! ... Hit-ler! Hit-ler! Hit-ler!“ Im Nachbarkäfig, wo die Antifaschisten hausten, wurde zur gleichen Zeit in Vorahnung kommender Ereignisse ein Holzstoß angezündet und bei der flackernden Beleuchtung unter lautem Johlen eine lebensgroße Stroh- puppe, Mussolini darstellend, an einem Galgen aufgehängt. Als der baumelnde Diktator eben vom Galgen abgenommen werden sollte, um ins Feuer geworfen zu werden – es war lange nach Mitternacht –, kam der englische Sergeant-Major mit einigen wachthabenden Soldaten hereinmarschiert. Er war kurz und stramm und wurde Nußknacker genannt. Mit seinem dräuenden künstlichen Gebiß klappernd, fragte er freundlich und wohlwollend: „Wer ist der Künstler? Wer hat das so schön arrangiert?“

Die Hauptartisten meldeten sich geschmeichelt – und wurden unter dem großen Empörungsgeschrei und dröhnendem Beifall der Andersgesinnten von jenseits des Stacheldrahtes unter Bewachung ins Lagergefängnis abgeführt, weil sie die Nachtruhe gestört hatten.

In jeder Weise wurde für uns gesorgt. Sogar eine große Kinobaracke wurde für die Internierten errichtet, hinter Stacheldraht natürlich, aber mit surrenden elektrischen Fächern wegen der Hitze. Das Kino war auch für die europäischen Wachmannschaften und Offiziere bestimmt. Als die Kinobaracke abbrannte, wurde sie in Tag- und Nachtarbeit in wenigen Wochen neu aufgestellt, denn der indische Pächter wollte seinen Verdienst nicht einbüßen. In Dreierreihen geordnet, marschierten wir unter Bewachung durch die doppelten Stacheldrahttore unseres Lagerflügels in das Drahtgehege, welches das Kino umgab. Die Nazis marschierten stramm im Gleichschritt, die Antinazis aus Protest ohne Gleichschritt. Entrüstet über die Störung sprangen die Affen von der Straße in das Laubgeäst der Bäume empor und fletschten die Zähne. Dann saßen wir, eng gedrängt, umwölkt vom scharfen Rauch billiger indischer Zigaretten auf den Bänken und sahen die abge- spielten amerikanischen Sensationsfilme an uns vorbeiziehen. Wir sahen auch die

Wochenschau. Wir sahen im Kino, wie eine lächelnde junge Königin Blumen und Süßigkeiten an verwundete junge Krieger verteilte. – Aus dröhnenden Bombengeschwadern sanken riesige Bomben herab, gruben himmelhoch aufqualmend gigantische Krater in den Boden und vernichteten vor unseren Augen in wenigen Minuten unbekannte große Städte in allen Weltteilen, gelegentlich auch die Stadt, in der wir selbst geboren waren.

Alles war bei uns wie in der Welt draußen. Alle Probleme und alle Qual und Zerrissenheit und aller Haß der Welt drang durch die zweifachen Stacheldrahtwände ungehindert zu uns in das streng abgesperrte Lager hinein, zu Gläubigen und Ungläubigen, zu Katholiken und Protestanten und Angehörigen aller anderen denkbaren christlichen Konfessionen, zu den Juden und vereinzelt Mohammedanern und Buddhisten, zu den Männern aus etwa zwanzig europäischen Nationen, zu Deutschen, Österreichern und Italienern, Ungaren, Finnen, Bulgaren und Rumänen, zu Estländern, Litauern und Letten, aber auch zu solchen, die in unserem indischen Lager eingesperrt waren, obwohl sie alliierten Nationen angehörten, zu Tschechen, Polen, Griechen, Jugoslawen, Dänen, Norwegern, Holländern und Russen ... Sie alle waren Menschen, die der Krieg irgendwo in den weiten tropischen Ländern und Inseln zwischen Neuguinea und Irak und zwischen Hongkong und Äthiopien überrascht hatte.

Sie alle versuchten weiterzuleben wie bisher. Sie redeten sich wie bisher an: Herr Direktor oder Herr Studienrat. Es gab unter ihnen unwahrscheinlich viele Direktoren und Manager riesiger Plantagen mit einstigen phantastisch hohen Einkommen und angeblich bedeutungsvollsten Wirkungskreisen. Die Koffer wurden regelmäßig ausgepackt, soweit sie nicht auf der Fahrt von einem holländischen Gefangenenlager auf der Insel Sumatra nach Indien versunken waren, von einem japanischen Unterseeboot versenkt. Die Habseligkeiten wurden an der frischen Luft aufgestapelt, die Abendanzüge in die Sonne gehängt, damit sie nicht verdürben. Da hingen nun die Frackanzüge und Smokings wichtigtuerisch an Wäscheleinen und wehten im Wind. Manchmal ging auch der eine oder andere Internierte am Sonntagnachmittag in einem Smoking und steifem Hemd zwischen Baracke und Latrine spazieren, um für ein paar Stunden wieder ein eleganter Herr zu sein, bevor er die Kleider wieder einmottete und seine kurzen Khakihosen anzog.

Die Koffer wurden ausgepackt und wieder zugesperrt. Die Erinnerungen wurden ausgepackt und nie zugesperrt. Da die Gegenwart mit den Jahren immer schaler wurde und die Phrasengebäude zusammensanken, lebten viele Tausende von diesen gefangenen Menschen immer leidenschaftlicher in ihren Erinnerungen. Sie wühlten in ihren Erinnerungen. Stundenlang und tagelang wandelten sie längs des Stacheldrahtes auf und ab und erzählten einander, was sie einst in diesem oder jenem Restaurant gegessen hatten, mit genauesten Einzelheiten der Speisefolge und der dazu sorgfältig abgestimmten Weine und nachgenießender Ausmalung der Geschmacksempfindungen, die sie damals gehabt hatten. Und in ebensolcher

Weise erzählten sie von ihren Abenteuern mit Frauen und von den guten Geschäften, die sie gemacht hatten, und von den schlechten Geschäften, die sie gemacht hatten, und wie es ihnen gelungen war, jemanden übers Ohr zu hauen. Gierig suchten sie neue Gefährten, die ihre Geschichten und Witze noch nicht kannten. Jeder, der aus einem anderen Lager neu ankam, wurde aufgesucht und umworben, um ihm zu erzählen. Viele Menschen mieden einander angeekelt, weil sie nach jahrelangem Zusammenwohnen im gleichen Barackenteil den Nachbarn und die Art seines Lachens und seine Geschichten nicht mehr ertragen konnten.

Viele der Internierten hielten sich Tiere. Sie, die selber hinter Drahtgittern saßen, hatten innerhalb ihres Käfigs kleine Käfige mit Tieren aufgestellt und schenkten diesen all ihre Liebe. Ein Mann, der sich rühmte, daß er eifrig mitgeholfen habe, in Deutschland eine Anzahl Synagogen anzuzünden, pflegte zärtlich seine gefangenen Papageien, Meisen, Nachtigallen und andere Vögel. Ein herzensguter deutscher Musiker in meiner Baracke, ein überzeugter Antifaschist, züchtete Mäuse. Einmal setzte er eine fremde Feldmaus, die sich verlaufen hatte, in einen Käfig, wo schon eine Mausfamilie hauste. Scheu und angstvoll schmiegte sich die schwächliche fremde Maus, ein Weibchen, in einen Winkel des Käfigs. Sie suchte sich so unbemerkt wie möglich zu machen. Aber der Mausvater und die Mausmutter und die Mauskindern rochen sie. Sie fühlten sich gestört von ihr. Sie fühlten sich gereizt, bedroht. Nach einer halben Stunde lag die fremde Maus, die möglicherweise einer anderen Mausrasse angehört hatte, in einer Blutlache. Von scharfen Zähnen war sie totgebissen worden. Wahrscheinlich hatten die Mäuse geglaubt, daß der vor Furcht zitternde fremde Gast ein heimtückischer Eindringling war, der sich voller böser Absichten in ihr eigenes Land eingeschlichen hatte.

Der weitaus beste Platz in dem Lager war das ebenfalls mit Stacheldraht eingegegte Spital. Es war gemeinsam für alle Parteien in dem Lager. Und doch fand man zuweilen in einer der Baracken dieses Spitals wahren Frieden. Wenn die Kranken arge Schmerzen litten, wurden oftmals die fanatischen Gesichter wieder zart und menschlich, wie Gesichter von Kindern. O, wie viele seltsame Schicksale haben sich vor mir geöffnet, wenn mir alte und junge Männer, die Jahrzehnte in den Tropen verbracht hatten, in dem Lagerspital in Indien ihre Lebensgeschichte erzählten, in den schlaflosen Nächten vor oder nach einer schweren Operation, oder wenn sie auf den herannahenden Tod warteten. Da waren sie dankbar für den kleinsten Liebesdienst, dann vergaßen sie, daß ein Mensch, der nicht ihrer Partei zugehörte und der gar einer anderen Rasse entstammte als sie, in dem Bett neben ihnen lag. Aber sobald sie sich wieder erholten, oder sobald für einen langsam und qualvoll Sterbenden nur ein Strahl falscher Hoffnung aufleuchtete, wurden ihre Gesichter wieder hart und höhnisch und abweisend, und sie begannen wieder, an Geheimberichten und Boykottmaßnahmen gegen ihre Leidensgenossen zu denken.

Der Lagerfriedhof, von dem aus man den Gebirgskamm am besten sah, befand sich am Westrand des Gefangenenlagers; er war nicht von Stacheldraht umgeben.

Die Gräber wurden von Internierten, die unter Bewachung hingeführt wurden, sorgfältig gepflegt und mit Blumen geschmückt. Aber der aufgepeitschte politische Haß und die gegenseitige Abscheu unter den Gefangenen machte nicht einmal vor dem Tode halt. Die mächtigste Partei im Lager empörte sich dagegen, daß die Toten der gegnerischen Menschengruppe ihre eigenen Toten durch Nachbarschaft in der Friedhofserde beflecken könnten. Um immer erneute Unruhe im Lager zu vermeiden, sah sich der Lagerkommandant genötigt, die verstorbenen Antinazis und Antifaschisten auf einem weitentfernten Friedhof in der nächsten Stadt begraben zu lassen.

Oben auf den Dächern der Küchenbaracken aller acht Lagerflügel saßen immerzu in dichtgedrängten Reihen die häßlichen, geierartigen Raubvögel. Sie waren die eigentlichen Herren des Lagers. Kein Stacheldraht hinderte sie, kein Wachtposten schoß nach ihnen, wenn sie über dem Stacheldraht schwebten und in die verschiedenen Hürden der Menschen hinabspähten. Was sahen die Raubvögel? Sie sahen Fraß. Sie kümmerten sich nicht darum, ob es Antifaschisten oder Faschisten oder Patres waren, die mit ihren gefüllten Blechtellern aus der Küchenbaracke heraustraten. Wild stürzten sie sich in Schwärmen nieder und rissen die Fleischstücke an sich. In ihrer Gier hieben sie auch manchmal daneben und rissen die Menschenhand, die den Teller hielt, blutig. Das war nicht ganz ungefährlich wegen des Leichengiftes; denn die gierigen Raubvögel frassen auch Aas.

So breitete sich das Gefangenenlager mit einigen tausend Europäern wie ein armes Stückchen zuckenden Lebens zu den Füßen Shivas, des Zerstörers, aus. Ringsum aber dehnte sich unermesslich das indische Land, dessen vielverschlungene, staubige Straßen auch hier wie überall, vom Himalaja bis zum Kap Komorin, in den grauen Morgenstunden des Tages von den endlosen Reihen der langsam rollenden Ochsenkarren der indischen Bauern bedeckt waren. Eintönig schwoll der Gesang der Bauern auf und ab. Es war wie der Gesang Indiens, so als ob das ganze Land, als ob die ganze Erde sehnsüchtig flehte, daß es endlich wieder Tag würde und über der nachtumhüllten Erde die geistige Sonne, der Paramatma, allen sichtbar, aufsteigen möge:

„Die ewige, vor ew'ger Zeit geborne,
Die große Gottheit uralte, allumfassend,
Sie strahlt herab aus jeder Morgenröte
Und schaut aus allem, was da blickt mit Augen ...
Der weise alterslose, junge Atma.“

Gefangen – Frei – Gefangen

Auch ich versuchte in den Baracken des Interniertenlagers weiter zu leben und zu meditieren wie bisher im Hause meines Gurus und zog mich selbstüchtig auf mich selbst zurück. Es gab einige Einzelkammern in dem Lager. Eine solche Kammer zu bekommen, um dort ungestört arbeiten und meditieren zu können, war für einige Zeit das Ziel meines Strebens; oder wenigstens einen Eckplatz in einer Baracke. Denn das bedeutete, nur auf der einen Seite einen Bettnachbarn zu haben und auf der anderen Seite die Geborgenheit einer schützenden Wand. In der Bhagavadgita hatte ich mit Shri gelesen: „Ohne Meditation, wie will er Frieden erlangen?“ Ich mühte mich, auch in dem Lärm und Getümmel zu meditieren, setzte mich aufrecht, mit untergeschlagenen Beinen, auf mein Bett und wurde nur ein Zielpunkt für Gelächter. In dem halboffenen Waschraum, wo wir in Nischen manchmal zwanzig Mann nackt nebeneinander standen und uns abduschten, – und sehr oft das Wasser in den Brausen gerade dann aussetzte, wenn wir ganz eingeseift dastanden – sang ich manchmal leise, selbstvergessen, die heilige Silbe AUM vor mich hin, das Urwort, dessen drei Laute u.a. Weltschöpfung, Welterhaltung, Weltzerstörung bedeuten und auch die drei Zeiten Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und das Verborgene, das über den Zeiten ist. Meine Kameraden fühlten sich durch mich gereizt. Oder ich hatte in einem Winkel des Lagers, wo das Gras überall sonst von vielen Füßen niedergetreten war, hinter einem der kleinen Ställe für Kaninchen oder Hühner oder Enten, welche emsige Kleintierzüchter gebaut hatten, doch einen halbwegs verborgenen Fleck entdeckt und dort in der Meditation Ruhe gefunden. Wenn ich mich nachher, noch ein wenig von Glück und Licht erfüllt, mit meinem Blechteller in dem langen Zug der auf die Essenausgabe Wartenden einordnete, wo oft ein Lärm herrschte, als wartete ein Rudel hungriger Raubtiere auf die Fütterung, da fuhr mich einer böse an: „Warum lächeln Sie immer wie die Mona Lisa? Ich verstehe nicht, wie kann man in einer solchen Lage, in der wir uns befinden, auch noch lächeln!“

Ich hatte noch nicht die Erfahrung gemacht, daß die äußeren Behelfe der Meditation, die Matte aus Kushagrass, die mir ohnehin schon am Tage meiner Einlieferung ins Lager gestohlen wurde, und der abgesonderte reine Raum und die Einsamkeit nur Gebote für Anfänger sind.

Die Schutzwände, die ich in dem Lager um mich zu bauen versuchte, stürzten bald wieder ein. Das weiße Moskitonetz, das jeder von uns zur Abwehr der Malariamücken nachts über seinem Bette aufspannte, gewährte ja eine gewisse Abgeschiedenheit. Aber es kam vor, daß ein Betrunkener, den ich unwissentlich erzürnt hatte, nach Mitternacht in die Baracke hereinkam, mein Netz niederriß und wild schimpfend eine Prügelei mit mir begann.

„Sei gelassen, sei ruhevoll, gib den Menschen rings um dich von deiner Ruhe,

deinem Frieden, deiner Kraft!“ So hatte mir Shri ins Lager geschrieben, als es endlich von den Behörden erlaubt worden war, Briefe zu schreiben und zu empfangen.

Ich erschrak, als ich Shris Schreiben las. O wie sehr hatte ich versagt! Ich hatte dahingelebt wie ein Kokainisierter, wie einer, dem durch eine Einspritzung ein Teil seines Wesens gelähmt worden war; ich war geschoben worden und hatte mich schieben lassen wie auf einem rollenden Band. Schrilles Pfeifen weckte mich morgens auf. Schrilles Pfeifen rief zum Aufstellen in Reih und Glied auf dem Sportplatz zum täglichen Namensaufruf. Pfeifen von der Küche her rief zum Aufstellen für die Essenausgabe. Pfeifen rief zum Gemeinschaftsdienst, Karottenschälen usw. Ich wurde zu irgendeiner Arbeit befohlen, zum Fensterputzen, zum Barackenaufwaschen ... Ich wurde angebrüllt und schrie auch manchmal andere an. Wo aber war indessen ich selbst?

Wenn ich mir die erste Zeit in der Gefangenschaft vorzustellen versuche, so sehe ich vor allem vor mir, wie ich innerhalb des Stacheldrahtes immer wieder übersiedle von einer Baracke in ein Zelt, von einem Zelt in eine andere Baracke; von einer Stacheldrahthürde in eine andere Hürde. Sobald ich in einem Winkel bei meinen Kameraden halbwegs heimisch geworden war, kam gewiß der Befehl, wieder zu übersiedeln. Zahllose Male sind meine Gefährten und ich auf höheren Befehl mit Sack und Pack von einem Teil in einen anderen Teil des Lagers umgezogen. Mehrmals übersiedelte sogar das ganze Lager. Ich erinnere mich noch, wie wir einmal in langen Autobuskolonnen durch das indische Land den unbekanntesten Baracken zufuhren. Mitten auf einer öden Steppe hielten plötzlich alle Wagen an. Uns wurde befohlen, auszusteigen. Wir wurden in ein weites Viereck hineingetrieben, dessen Seiten aus langen Reihen brauner Soldaten bestanden, deren Gewehre schußbereit auf uns gerichtet waren. Uns wurde befohlen, unsere Notdurft zu verrichten. Nachdem der Befehl vollzogen war, wurden wir zu den Autobussen zurückgeschickt und fuhren weiter in das nächste Lager, um auch dort nicht zur Ruhe zu kommen.

Indessen amtierten in allen Lagern die Untersuchungskommissionen, die entscheiden sollten, welche Internierten entlassen werden durften und welche für die Dauer des Krieges eingesperrt bleiben sollten. Die Kommissionen amtierten und prüften jeden einzelnen Fall in unserem großen Lager und in einem kleinen Lager bei Darjeeling, hoch im Himalaja, das viele Monate lang tief im Schnee lag; sie amtierten in Lagern in den Nilgiribergen im Süden und auch in einem Lager im Dekhan, dessen Belegschaft fast nur aus Frauen bestand und wohin ich für einige Wochen irrtümlich geschickt worden war. Oder war es irgendein Scherz gewesen?

Dort gab es keinen Stacheldraht. Die Baracken standen zwischen alten Baumgruppen auf schönem Rasen. Auf den Wiesen unter den Bäumen wandelten europäische Frauen auf und ab, viele von ihnen jung und hübsch, in hellen Sommerkleidern oder in langen Hosen oder in sehr kurzen Hosen. Manche lagen

hingestreckt in Liegestühlen und winkten mir mit farbigen Sonnenschirmen zu, als ich im Autobus unter Bewachung von drei Soldaten dem Lager zufuhr. Ein schöner Fluß blinkte in der Nähe. Es sah aus wie die „Heiterbucht“ aus Strindbergs „Traumspiel“.

Aber auch dieses Lager, wo es in der Kantine Lippenstifte und andere kosmetische Artikel zu kaufen gab und wo an weiß gedeckten, mit Blumen geschmückten Tischen gespeist wurde, war von unsichtbaren Stacheldrahtwänden in enge Käfige abgeteilt. Die deutschen Frauen weigerten sich, mit den jüdischen Frauen und den an Juden verheirateten arischen Frauen zusammen zu essen. Die feindlichen Gruppen speisten zu verschiedenen Stunden und boykottierten sich gegenseitig. Die italienischen und die deutschen Frauen speisten zwar zur selben Zeit, aber sie sprachen nicht miteinander; auch sie boykottierten sich. Die sogenannten „anständigen“ Italienerinnen und die kleine Gruppe der italienischen Huren aus Bombay mieden sich mit gegenseitiger Verachtung. In vier Winkeln des gemeinsamen Gesellschaftsraumes saßen die internierten Frauen in geschlossenen Gruppen und wechselten böse Blicke. Liebenswerte, junge Geschöpfe verschwendeten ihre ganze Kraft, um Intrigen zu spinnen, einander zu hassen und beim Kommandanten und bei der Untersuchungskommission anzuschwärzen. Das war nicht die „Heiterbucht“, wie es auf den ersten Augenschein aussah; das war vielmehr „Schmachsund“ aus dem gleichen Drama Strindbergs. Manche Frauen weinten heimlich die Nächte hindurch wegen der Bosheiten, die über sie geflüstert wurden. Einige wurden wahnsinnig an diesem Ort ...

Als ich nach kurzem Aufenthalt wieder im Autobus saß, um unter Bewachung in das frühere Lager zurückbefördert zu werden, stand ein Kreis von Frauen aus den verschiedensten Gruppen dicht gedrängt um den Wagen herum und alle jene, die mich verachtet hatten, und jene, die mir schön getan hatten, sprachen mit gutgeschminkten, zitternden Lippen zu mir empor. Sie beschworen mich, ich möge ihre Männer grüßen, jüdische Männer, deutsche Männer, italienische Männer, die in verschiedenen Stacheldrahttürmen des großen Männerlagers eingesperrt waren, teilweise in Hürden, die mir ganz unzugänglich waren. Auch als die Räder des abgeschabten schweren Wagens schon über den Sand knirschten, riefen sie mir noch flehend nach, ihre Männer sollten nichts unversucht lassen, um zu ihnen zurückzukehren.

Viele Monate lang amtierten die Kommissionen. Und wenn eine Kommission abgereist war, kam alsbald eine neue. Jeder internierte Mann, jede internierte Frau hatte Formulare auszufüllen und wurde wiederholt vorgerufen und einzeln verhört. Zeugen wurden vernommen. Denunziationen wurden geschrieben, die Akten des Geheimdienstes über jeden Internierten wurden sorgsam durchforscht, über jeden einzelnen wurde Gericht gehalten.

Eines Tages wurde ich unvermutet entlassen. Verwundert schritt ich durch das Stacheldrahttor ins Freie hinaus. Am nächsten Morgen war ich bei Shri. Der alte

Mann schloß mich in seine Arme.

Das große Lager, hinter dessen doppelten Eisengittern noch viele hunderte meiner Gefährten hausten, war bald wie ein Traum hinter mir versunken. Freilich, noch oft staunte ich, daß ich gehen konnte, wohin es mir behagte, und daß der Weg nirgends durch Stacheldraht gehemmt wurde. Aus der heißen Ebene fuhr ich bald mit Shri ins frische Waldgebirge nach Mahabaleshvar hinauf. Dort lebten wir in einem kleinen Häuschen in der Einsamkeit. Unweit unserer Hütte über einem Abgrund erhob sich ein uralter Krishnatempel. In der kühlen Tempelhalle saß ich oft zu Füßen eines Standbildes Krishnas, das Ihn als den Göttlichen Knaben darstellte, der bei den Hirten von Brindaban aufwuchs und Flöte blasend den Wald durchzog. Zu Füßen Krishnas entsprang auch eine klare Quelle, die den Steilhang herabstürzte und dann in der Ebene zu dem breiten Fluss wurde, der irgendwo im Dunste der Ferne an dem Frauenlager vorüberzog.

Rana kam zu Besuch. So wie einstmal saßen wir zu Füßen Shris und wir lasen wieder gemeinsam die Upanishaden. Der alte Mann war fröhlich und unbekümmert, er lächelte meist heiter wie ein Kind. Aber wenn er die Geheimlehre der Upanishaden erklärte, da waren seine Worte wie Blitze, und das Firmament brannte gleichsam im Feuer über uns, so daß raumloses und zeitloses ewiges Sein aufklaffte.

Jeden Morgen vor Sonnenaufgang ging ich nach raschem Bad auf einen Hügel, um dort zu meditieren. Wolkenlos war der Frühlings- und Sommerhimmel über mir, wenn ich in den ersten Monaten in der Meditation für einen Augenblick die Augen aufschlug. Dann kam allmählich eine neue Regenzeit über die Waldhänge heran. Ungeheure Wolkenzüge und Nebeltreiben wälzten sich aus den Schluchten empor und über mich hin, wenn ich während der Meditation die Augen öffnete und staunend schaute. Regenschwere Wolken hüllten die Erde ein.

Die ersten Regengüsse stürzten nieder. Die Donner der ersten Gewitter rollten. Die giftigen Schlangen begannen schon, aus ihren überschwemmten Erdlöchern herauszukriechen. Nun war bald Zeit, den wunderbaren Wald zu verlassen, wo Orchideen auf den moosigen Zweigen der Bäume wuchsen. Flackernde Gerüchte über die Auswirkungen der deutschen Offensive in Norwegen und im Westen brachte der Diener Shris in unser stilles kleines Haus mit, wenn er allwöchentlich aus dem stundenweit entfernten Dorfbasar zurückkehrte. Auch ein amtlicher Brief kam: Die bereits bewilligte erneute Einreiseerlaubnis für meine Frau und mein Kind war plötzlich wieder zurückgezogen worden. Ein Gast aus der Stadt berichtete, daß man anfang, die freigelassenen feindlichen Ausländer wieder zu verhaften.

Kurz vor dem Abschied aus dem Wald luden die Brahmanen des Tempeldorfes Alt-Mahabaleshvar Shri zu einem feierlichen Gastmahl. In Shris schönem Achtzylinder-Fordwagen, den ihm einer seiner indischen Schüler geschenkt hatte,

führen wir den kurzen Weg zu dem festlich geschmückten Haus, wo das Mahl zu Ehren meines Gurus stattfinden sollte. Der alte Priester, der vor Jahren eine der Töchter Shris in diesem Gebirgsdorf getraut hatte, schien verlegen zu sein, als er uns empfing. Es stellte sich heraus, daß einige der sehr orthodoxen Brahmanen des Tempeldorfes Bedenken hatten, mit mir, dem Europäer, zusammen zu essen. Man wünschte, ich möge nicht in den Reihen der Gäste, sondern auf der Veranda des Hauses mein Mahl einnehmen.

Shri war abweisend. Er betonte, ich sei sein Schüler; er als mein Guru habe mir die Brahmanenschnur verliehen, er habe mich anerkannt, es sei kein Grund vorhanden, mich auszuschließen. Geraume Zeit wurde ohne Ergebnis verhandelt. Dann führen wir hungrig zu unserem kleinen Haus zurück; weder Shri noch ich hatten an dem feierlichen Mahle teilgenommen.

Ich war heimlich voller Stolz, daß Shri für mich eingestanden war, mich nicht verleugnet hatte, mich nicht als Barbaren hatte behandeln lassen. Ich ahnte damals nicht, daß der Guru, gewiß ohne ein Wort darüber zu verlieren, meine Haltung scharf tadeln mußte. Wohl stellte sich der Lehrer schützend vor seinen Schüler. Aber der unmittelbare Trieb meines Herzens hätte sein müssen, entschieden zu erklären, daß ich mit Freuden draußen auf der Veranda essen wolle. Ich hatte in der Gefangenschaft nichts gelernt; ich hatte Demut noch nicht gelernt.

Am nächsten Tag verließen wir das Bergdorf. Je tiefer wir aus dem Gebirge herabkamen und uns der Ebene näherten, desto aufgeregter waren die Menschen. Die Deutschen waren in Paris eingezogen. Sie hatten Frankreich überschwemmt. Alle Basare schwirrten von den abenteuerlichsten Gerüchten, die ausnahmslos geglaubt wurden: „Was auch geschieht, du mußt deine innere Ruhe bewahren“, ermahnte mich Shri. Ich versuchte es, aber es gelang mir nur mangelhaft. Die allgemeine Erregung durchloderte auch mich. Bald nach unserer Ankunft in Nasik erschien der mir bereits bekannte Polizeinspektor mit seinen Begleitern und wies einen neuerlichen Verhaftungsbefehl vor. Unter starker Bewachung wurde ich, sowie Hunderte von anderen Freigelassenen, von neuem festgenommen und abermals hinter Stacheldraht geschafft.

Meine vermeintliche Fahrt in die Freiheit war nur ein kurzer Urlaub aus der Gefangenschaft gewesen.

Ich lag in der dumpfen Baracke unter dem Vorhange des weißen Moskitonetzes, in den engen Reihen der Schläfer, die unter den Scherbenbergen ihrer zusammengebrochenen Vergangenheit stöhnten, und die voller Furcht vor der Zukunft waren. Ich fand keinen Schlaf. Der Andrang von Bildern unter den geschlossenen Lidern ließ sich nicht auslöschen. Auch ich war voller Unruhe wie die andern. Ich konnte die Sorge um die Meinen, um Mutter, Frau und Kind nicht unterdrücken, die in Österreich nun in täglich sich steigender Gefahr waren, vielleicht bereits in einem viel schlimmeren Lager als ich selbst. Ich konnte die Trauer um mein eigenes

Schicksal nicht niederringen, den Gram, daß mein geistiger Schulungsweg bei meinem geliebten Lehrer zum zweitenmal scheinbar sinnlos abgebrochen worden war. Ich setzte mich im Bett auf und versuchte zu meditieren, wie ich es bei Shri gelernt hatte. Es gelang. Aber wenn ich mich zuletzt müde wieder hinstreckte, schwirrten von neuem quälende Bilder rastlos vor meinen Augen und die Gedanken rollten zwangsläufig ab. Es war wie in einer Gespensterwelt.

Rings um das Lager heulten die Schakale. Nun war ein Rudel von ihnen ins Lager eingebrochen. Gierig wühlten sie in den Abfallkübeln, daß das Blech rasselte. Röchelnd wälzten sich meine Nachbarn unruhig hin und her, daß die Bettgestelle krachten. Manchmal erfüllte ein Stöhnen die Baracke, als ob ein Alp auf den Schläfern läge.

Ich konnte eine quälende Vorstellung nicht auslöschen: daß alle Menschen, und ich mit ihnen, in dieser großen Baracke, alle Menschen in den acht Pferchen dieses Barackenlagers, nein, alle Menschen auf der ganzen Erde gebunden am Boden einer dämmernden Höhle lägen. Wir waren gebunden durch die Fesseln unserer eigenen Begierden und durch unsere Vorurteile, durch unsere Unwissenheit, durch unseren Mangel an Demut. Ich mußte von einer solchen Höhle einmal irgendwo gelesen haben. War es nicht in einem Werk von Plato gewesen? Ich konnte mich nur unvollkommen erinnern.

Wir Gefangenen in der nächtlichen Höhle starrten mit angstvollen Augen alle in eine Richtung, auf ein flackerndes Schattenspiel auf einer Wand im Hintergrund der Höhle. Wir sahen nur den Tanz der verzerrten Schatten und konnten den Sinn dieser Bewegungen nicht deuten. Das Spiel der wahren lebenden Gestalten im Reiche der Urbilder, von dem bloß einzelne wirre Schatten in die Höhle hineinfielen, konnten wir nicht wahrnehmen; das war uns unzugänglich.

Mit der Hand strich ich über meine Augen, um die Bilder zu verscheuchen. Ich sehnte mich nach einem Tropfen Wasser und stand auf, um zu dem Brunnen zu gehen und dort zu trinken. Leise, um die Schläfer nicht zu wecken, schritt ich im Dunkeln zwischen den Bettreihen zum Tor der langgestreckten Baracke.

Noch schriller hörte man nun draußen das Heulen der Horden von Schakalen rings um das Lager. In Chören schrien sie stundenlang in dem finsternen Wald, der das Lager umgab. Manchmal verstummte der Chor und nur ein einziges Tier schüttete sich gleichsam aus in immer wilderem, grellerem Gelächter, als ob es irrsinnig lachte über die seltsame Schattenwelt, in der wir Menschen leben.

Das Fest der Unberührbaren

Ich saß mit gekreuzten Beinen auf dem leeren Fußballplatz am Rande der schwarz aufragenden nächtlichen Baracken. Tagsüber war dieser Platz voller Lärm, schütternd von den trappenden Füßen der beiden Mannschaften und den Zurufen der Zuschauermenge, deren Hauptunterhaltung im Lager jahraus und jahrein diese Wettspiele waren. Nun war es still. Die Gefangenen schliefen ihren schweren Schlaf.

Von draußen, von den langgestreckten häßlichen Kasernen der Latrinenfeger, die mit ihren kurzen Reisigbesen und auch mit Zuhilfenahme ihrer braunen Hände die Kübel in den vielen Latrinen des großen Lagers vom Kote säuberten, scholl leise Gesang herüber. Ein hohes Feuer brannte dort. Freudiges Gewimmel bewegte sich um das Feuer, die Kastenlosen tanzten und sangen. Von einem hohen Mast vor ihren Baracken wehte, von den Flammen angestrahlt, eine rote Fahne im Wind. Das war das Zeichen, daß der Valmiki-Guru zu ihnen gekommen war. Deshalb feierten sie ihr Fest.

Die Inder, welche die niedrigen Reinigungsdienste im Lager taten, wurden von den Gefangenen hinter Stacheldraht sehr verachtet. Allen Rassenhochmut des weißen Mannes gegen den dunkler Gefärbten, oftmals nur eine leise Schattierung dunkler Gefärbten, ließen sie an ihnen aus. Es war die einzige Sache, in der jüdische Intellektuelle und deutsche Monteure im Lager zuweilen einig waren. Selbst diejenigen, die in ihrer Heimat wegen ihrer Rasse verfolgt wurden, verachteten diese Inder, welche Dienste für sie taten. Man nannte sie im Lager kaum jemals anders als die Schwarzen, die Nigger. Man beschimpfte sie. Wie oft hörte ich Gespräche: „Diesen verdammten Sweeper muß man einmal mit einem Kasten auf die Hirnschale schlagen“. „Sehr richtig, Herr Kollege.“ Aber selbst diese Verachteten hatten ihre Gurus, ihre Geisteslehrer, die ihnen halfen, ihr Leben ihrem jeweiligen Stand und Charakter entsprechend sinnvoll zu gestalten und ihnen geistige Unterweisung zu geben. Der Pfad zum höchsten Ziel ist niemandem versperrt in Indien. Sogar die Kasten der Diebe, der Kurtisanen usw. hatten in Indien Jahrtausende hindurch ihre eigenen Gurus.

Wenn ein Latrinenfeger auch oftmals zu arm ist, um sich jemals richtig satt essen zu können oder sich gar ein Stück Seife zu kaufen, und wenn er auch im peitschenden Regenguß des Monsuns seine mageren nackten Schultern höchstens mit einem löcherigen alten Sack bedecken kann, so hat er doch oftmals eine grobe, aber klare Vorstellung davon, daß in ihm eine ewige Seele durch die Zeit wandert, daß er sein hartes Schicksal in diesem Leben durch seine eigenen Taten in früheren Leben selbst herbeigeführt hat und daß er durch sein Verhalten in diesem Leben sein Schicksal in kommenden Erdenleben vorbereitet. Was im Abendland nur einigen der tiefsten Mystiker bekannt war, daß sie in Wahrheit Hunderttausende

und Millionen Jahre alt sind, und daß sie schon am Beginn der Schöpfung mit dabei waren, das ist in Indien manchem Latrinenfeger in Lumpen nicht fremd. So wie Krishna es in der Bhagavadgita ausspricht: „Es gab keine Zeit, da Ich nicht lebte, noch du, noch diese Könige. Und es wird auch in Zukunft keine Zeit geben, da wir aufhören werden, zu sein ... So wie ein Mensch zerschlissene Kleider abwirft und andere neue Kleider dafür anzieht, so wirft die Seele die zerschlissenen Leiber ab und tritt in einen neuen Körper ein. Diesen Atma schneiden die Schwerter nicht. Diesen Atma brennt das Feuer nicht. Diesen Atma netzt das Wasser nicht. Der Wind trocknet ihn nicht aus ... Wenn du das weißt, dann ziemt's dir nicht, zu trauern.“

Durch den Stacheldraht blickte ich zu den Baracken der Kulis hinüber. Im hellen Schein des Feuers saßen sie nun alle im Kreis um den Valmiki-Guru und lauschten seinen Worten. Mir fiel die Geschichte Valmikis ein, von dem die geistigen Lehrer der indischen Kastenlosen ihren Namen empfangen haben und der selbst einmal ein von allen Verachteter war. Die Geschichte Valmikis ist ein großer Trost für jeden, der gestürzt ist und voll Scham ganz tief am Boden liegt und glaubt, sich niemals wieder erheben zu können.

Der Mann, der später Valmiki genannt wurde, war ein gefallener Brahmane. Ein Brahmane, der seine Kaste verloren hatte, galt im alten Indien niedriger als der niedrigste Kastenlose. Der Ausgestoßene war in seinem Trotz zu einem Wege-lagerer und Räuber geworden, der die Wanderer erschlug und ausraubte, die den dichten Wald durchzogen, wo er in einer finsternen Erdhöhle hauste.

Einmal wanderte ein Weiser durch den Wald. Er hatte auf Erden nichts für sich zu gewinnen oder zu verlieren. In grenzenlosem Mitleid mit der Menschheit schweifte er umher, um vielleicht doch irgendwo eine Seele zu finden, die würdig wäre, den größten Schatz zu empfangen, den es gibt, Bhakti, erkennende, dienende Liebe zu Gott.

Aus dem Dickicht sprang der Räuber, um den Wanderer zu töten und zu be-rauben; denn er glaubte, dieser trage einen irdischen Schatz mit sich. Als seine Keule schon über dem Haupte des Greises schwebte, erstaunte ihn das lichte Lächeln und die kindliche Unschuld in dessen Gesicht. Einen Augenblick hielt er inne. „Mein Sohn, warum willst du eine solche große Sünde begehen?“ fragte sanft und furchtlos der Bedrohte.

Die Keule entfiel der Hand des Grausamen. Er warf sich vor dem Wanderer nieder und berührte dessen nackte Füße mit seiner Stirne. Dann hob er sein verwildertes Antlitz, das von Tränen nass war, und sagte aufseufzend: „O großer Weiser, nun sehe ich, wie ich selber bin. Ich sehe die ungeheure Finsternis meines Lebens. O gib, gib mir einen heiligen Mantra, daß der furchtbare Schmutz meiner Sünden gewaschen werden möge.“

„Ja, mein Sohn, das will ich tun“, sagte der Weise. Er kniete nieder und beugte sich liebevoll über den Mann, der vor ihm am Boden lag, bis sein Mund dicht an

dessen Ohre lag. „Wiederhole diesen überaus heiligen Mantra“, flüsterte er. „Singe die zwei Silben des Namens Gottes; singe: ‚Rama, Rama, Rama ...‘“

Der Räuber schrie auf vor Entsetzen: „Nicht dieses Wort! Nicht dieses Wort! O mein Vater. Wie darf ich es wagen, mit meinem besudelten Mund den Namen Gottes zu wiederholen!“

Der Rishi lächelte: „Mein Kind, wiederhole die beiden geheiligten Silben des Gottesnamens in umgekehrter Reihenfolge. Singe: ‚Mara, Mara, Mara ...‘ Du weißt, was das bedeutet?“

Der Räuber ächzte: „Ja, ich weiss, was das Wort Mara bedeutet: Tod. Ja, das ist das rechte Wort für mich.“

Die Hand des Gottgeweihten lag segnend auf dem zerwühlten Haar des Niederbeugten, der ihn hatte ermorden wollen und dem er nun die Initiation, die Einweihung, gegeben hatte. Dann wanderte er davon. Der Mann wischte seine Augen, setzte sich mit gekreuzten Beinen hin auf das Moos, mit aufrechtem Nacken und Haupt, die Augen halb geschlossen und auf seine Nasenspitze blickend, wie es für die Meditation ratsam ist. Und er sang: „Mara, Mara, Mara ... Tod, Tod, Tod ...“

Viele Jahre später schritt der gleiche Rishi, der durch die Welt wanderte, abermals durch denselben Wald und gelangte an jene Stelle, wo er einstmals dem Räuber die Initiation gegeben hatte. Er blickte sich rings um. Aber natürlich war niemand mehr da, bloß ein Ameisenhügel erhob sich auf Seiten des Pfades. Der Weise blickte näher hin und nahm zu seiner Überraschung wahr, daß Augen und Haar eines Mannes durch die Oberfläche des Ameisenhaufen schimmerten. Bewegungslos saß dort der Mann in Meditationshaltung. So still war er, daß das Ameisenvolk ungestört seinen Bau rings um ihn aufgetürmt hatte. Er war in tiefer Entrückung, nur seine Lippen bewegten sich. Mit fast lautloser Stimme sang er: „Rama, Rama, Rama“.

Das Sanskritwort für Ameisenhaufen ist Valmiki. Der gefallene Brahmane und verabscheute Räuber wird seit tausenden von Jahren als Valmiki gepriesen. Er wurde der heilige Seher und Dichter Valmiki, der Schöpfer des Epos Ramayana, ein unerschöpflicher Ozean von Schilderungen aus dem Leben Gottes, da dieser als Rama auf Erden wandelte.

Während Valmiki, die zwei Silben ma-ra, ma-ra, ma-ra ... unablässig wiederholt hatte, waren sie von selbst zur Wortreihe Rama, Rama, Rama ... Gott, Gott, Gott ... geworden. Und die unermeßliche Kraft des Gottesnamens hatte, so wird berichtet, nicht nur allen Schmutz von Valmikis Seele abgewaschen, sondern ihn auch fähig gemacht, in Gottes Reich hineinzublicken und zu schauen, wie Rama niederstieg zur Erde, um die Last der Erde hinwegzunehmen, die getreten wurde von den Füßen der Millionenheere der Dämonen. So, wie Gott schon früher in anderer Gestalt als Vaman zur Erde niedergestiegen war und später als Krishna kam, und immer wieder und immer wieder erlösend kommen will.

Wie von einem großen Feuer zahllose Funken aussprühen nach allen

Richtungen, so gehen von dem Urfeuer, von Gott, in alle Ewigkeit die Göttlichen Erlöser, die Avatare, aus. Sie steigen heilend auf die Erde und in andere Welten nieder, sie nehmen die Bürde der Gottabgewandtheit hinweg und kehren dann wieder zu ihrem Ursprung zurück. So heißt es in den indischen Heiligen Schriften.

Das große Feuer inmitten des Kreises der Kastenlosen, der Unberührbaren, flammte in der Nacht. Der Kastenlose und Gott – in ganz verschiedener Bedeutung – werden beide „Der Unberührbare“ genannt. Hell sprühten die Funken von dem Feuer auf. Jubelnd sprangen die Reihen der Latrinenfeger auf, als ihr Guru, von dem Feuer bestrahlt, sich erhob und zu singen begann, seine Unterweisung von der Liebe Gottes, von den Taten Gottes, von den ewigen, niemals endenden Liebestaten Gottes in allen Welten und für alle Wesen, hohe und niedrige, für Menschen und Tiere und Dämonen. Jauchzend tanzten die Kulis um ihren Lehrer und um das Feuer. Während das Gewimmel ihrer beleuchteten Gestalten, der Männer und Frauen, freudig auf und ab wogte, erhob sich ihr Chorgesang. Einen Gottesnamen sangen sie. In unermeßlichem Jubel sangen sie: „Krishna! Krishna! Krishna! Krishna! Krishna! Krishna! Krishna! Krishna!“ Sie schlugen die Trommel Shivas und sangen den Namen des verborgenen Gottes, über den Shiva, der große Gott der Welt, von Schlangen umwunden, mit der Asche der Toten beschmiert, vom Gift der Sinnenwelt gebrannt, immerdar meditiert, in Krishnas inneres Reich hineinlauschend.

Auch in dem Hindudorf dicht am Südrand des Lagers hatten die Bauern ein Feuer entzündet. Auch sie schlugen die Trommel Shivas. Auch sie tanzten jauchzend um das Feuer und sangen: „Krishna! Krishna! Krishna! ...“

„Ist heute ein großes Fest Krishnas?“ sann ich. Ich hatte keinen Kalender, in dem die Feste der Hindus verzeichnet sind, mit mir in das Lager genommen. Ist heute nicht das Schwingefest Krishnas, zur Erinnerung an den Tag, da das Göttliche Kind, der Krishnaknabe, der in Brindaban bei den Hirten aufwuchs, von Seinen Gespielen, den Gopas, und den Hirtinnen, den Gopis, jubelnd in der Schaukel geschwungen wurde?

Sogar die indischen Wachtposten, die mit kurzen Khakihosen und Khakigamaschen in dem von grellem elektrischen Licht überschwemmten Stacheldrahtgang unermüdlich auf und ab schritten, deren Gewehrlauf und aufgepflanztes Bajonett kalt im weißen Lichte blinkte, auch sie marschierten in dieser Nacht fast wie im Tanzschritt und sie sangen: „Krishna! Krishna! Krishna!“

„Schluß mit dem Gewinsel!“ Aus der dunklen Türöffnung einer der Lagerbaracken brach unflätiges Geschrei heraus. „Ihr Schweine! Ihr verdammten Nigger, werdet ihr sofort euer dreckiges Maul halten!“ Zur Bekräftigung des fortgesetzten Fluchens einiger Internierten, die sich in ihrem schweren Schlaf gestört fühlten, klirrte eine zu Boden geworfene leere Konservenbüchse zornig auf dem Beton der Baracke. Es war, als ob sich ein dunkler Strom Jauche in die Nacht ergösse.

Erschreckt und eine Beschwerde der Sahibs befürchtend, hörten die indischen Soldaten auf, den Gottesnamen zu singen und schritten wieder stumm zwischen den beiden Stacheldrahtwänden auf und ab.

Mit beklommenem Herzen saß ich auf der von vielen Füßen kahl getretenen Erde des Sportfeldes im Lager. Es war mir, als ob sich Nebel auf mein Herz gesenkt hätte. Aber unter dem Nebel schwangen noch immer leise die innere Freude und das innere Vertrauen und ließ sich nicht ganz unterdrücken.

Ich dachte an meine alte Mutter, die in dem Judenviertel in Wien lebte, eingeschüchtert und gedemütigt von Menschen, die denen glichen, die jetzt eben in der Baracke gebrüllt hatten. Ich sah ihr Gesicht vor mir, das zarte Altfrauengesicht mit dem schneeweißen Haar und den blauen Vergißmeinnichtaugen, das mir nachgeblickt hatte aus dem offenen Fenster des Hauses am Donaukanal, als ich zum Bahnhof gefahren war, um nach Indien zu reisen. Ich hörte wieder ihre tapferen letzten Worte: „Wir zwei bleiben ja doch beisammen, auch wenn wir äußerlich getrennt sind.“

Ich dachte an mein Weib und mein Kind. War es ihnen möglich gewesen zu entfliehen? Oder waren sie in ein Judenlager in Polen verschickt worden? Lebten sie noch? Nachrichten kamen sehr selten, gesiebt durch die doppelten Filter der Zensur, und sie brauchten viele Monate.

Ich dachte an meinen Guru Shri Maharaj, dem man die Erlaubnis verweigert hatte, mich im Lager zu besuchen. Er war bereit gewesen, eine beschwerliche, weite Reise zu machen, um mich für wenige Minuten im Beisein eines Offiziers zu sehen. Er durfte es nicht, weil bloß in sehr seltenen Ausnahmefällen höchstens ein kurzer Besuch eines allernächsten Verwandten gestattet wurde. Und Shri war mir doch näher als mein Vater! Jeder, dessen Herz sich wirklich sehnte, durfte in der Nähe seines Gurus sein, auch die Verachteten, die Männer in Lumpen da draußen. Ich nicht.

Die Feuer flammten. Die Scharen der Kulis sangen und tanzten um das Feuer und um ihren Guru im hellen, brausenden Schein. Sie riefen: „Krishna! Krishna! ...“ Die Bauern vor ihrem Dorf am Südrand des Lagers schlugen die Trommel und tanzten um ihr Feuer und jauchzten: „Krishna! ...“ Auch die schreitenden Wachtposten hatten wieder zu singen begonnen: „Krishna! ...“

„O Du verborgener Gott, den alle rufen“, so flehte mein Herz in der Nacht, „O Du unbekannter Gott, von dem ich nichts weiß. Laß mich nicht versinken. Laß mich die Probe bestehen. Lass mich nochmals von neuem beginnen. Sende mir einen Helfer, einen Guru. Damit ich lernen kann, was ich bisher im Leben versäumt habe zu lernen: Liebe.“

Dritter Teil

Sadananda

Der Freund Sadananda

„So, wie es die Natur des Feuers ist, daß es brennt, so ist es die Natur des Atma, daß er liebt, erkennend und dienend Gott liebt“, sagte Sadananda. Er war hochgewachsen, schlank, sein Kopf kahl rasiert. Er trug das Gewand eines indischen Mönches, obwohl er ein Europäer war. Eines Tages war er als Neuankömmling still vor der Speisesaalbaracke gestanden, vor der sich bereits hungrig die Internierten sammelten und über der schon in aufgeregten Schwärmen die großen Raubvögel kreisten. Ich sprach ihn an, er gab einsilbige, sachliche Antworten. Auf dem nächtlichen Fußballplatz hatten wir unser erstes wirkliches Gespräch. Da erzählte er mir von einer antiken griechischen Vase, die er einstmals gesehen hatte. Ein Rad mit sechzehn Speichen war auf der Vase abgebildet. Rings um das Rad sah man Darstellungen aus den alten griechischen Mysterien und eine Inschrift: „Vom Rad des Ixion bin ich herabgesprungen“.

Ixion war jener schuldvolle Verstorbene, der nach der Vorstellung der alten Griechen in der Unterwelt der Toten für ewige Zeit an ein sich drehendes Rad geflochten ist; daran erinnerte ich mich. Aber ich hatte nicht gewußt, daß manche griechische Mysterien nicht die Unterwelt der Toten, sondern unsere eigene Welt als den erbarmungswürdigen Ort ansahen, wo jedes Lebewesen, ohne daß es davon weiß, an ein unerbittlich sich drehendes Rad gespannt ist, an das Rad der wiederholten Existenzen in der Wandelwelt

Ich mußte an das Rad in einer stillgelegten Waldmühle denken, auf das ich in meiner Kindheit oft viele Stunden erschreckt hinabgeblickt hatte, dessen mit fahlem Moos bedeckte Speichen sich endlos drehten, während es in dem dunklen Schlund des geschwärtzten Mauerwerks das Wasser eines stürzenden Baches emporschaufelte und zerstäuben ließ und wieder emporschaufelte: Gewinn und Verlust, Ehre und Schande, Sieg und Niederlage, Glück und Leid, Gesundheit und Krankheit, Vereinigung und Trennung, Welken, Sterben und neue Geburt. Die Kraft des eigenen Begehrens wurde zur Kraft, die das Rad der Wandelwelt endlos vorwärts treibt. Alle indische Weisheit suchte nach einem Weg, sich von diesem Rad des Ixion zu befreien. Auch Shri nannte solche Befreiung das höchste Ziel.

„Die Befreiung vom Gebundensein an die Wandelwelt ist nicht das höchste Ziel“, sagte mein Begleiter. „Das ist nur eine Nebenwirkung auf dem nicht endenden Pfad in *die vergessene Welt* Gottes, den der Guru der dienenden Gottes-

liebe seinen Schüler führt.“

„Was ist der Weg? Was ist das Ziel?“ fragte ich erwartungsvoll. Es kam mir wie eine Untreue gegen meinen Guru Shri Maharaj vor, daß ich die Frage stellte.

„Der Weg ist Liebe, das Ziel ist Liebe; immer größere, erkennende, dienende Liebe zu Gott. So wie der Funken Zeugnis von dem Feuer abgibt dadurch, daß er brennt, so gibt der Atma Zeugnis von der Gottheit ab dadurch, daß er Ihn liebt. Der Funken, das ist der einzelne Atma; das große Liebesfeuer, das ist Gott. Der Funken ist winzig gegen das Feuer, von dem er ausgeht. Aber seine unendliche Winzigkeit bezieht sich nur auf seine Gestalt. Der Atma ist verhüllt und weiß nichts von seiner wahren Natur. Aber wenn der Atma zu sich selbst erwacht und sich an Gott wendet und sich unsäglich nach Gottesdienem sehnt, dann hat auch er teil an dem Ewigen, an dessen Fülle, Lauterkeit, Freiheit, Ewigkeit. Dann ist er jedes Eigennutzes entkleidet, erstrebt nichts mehr, als Gott zu erfreuen. Dann kann er in liebendem Dienen teilnehmen an dem Göttlichen Innenleben.“

„Ist nicht die Wahrheit zu wissen das höchste Ziel? So hat es mich mein Guru gelehrt.“

„Weisheit erlangt man nicht durch Wissenwollen, sondern nur durch liebendes Dienen. Bloßes Wissenwollen ist noch Selbstsucht und Befriedigung des Egoismus.“

„Ist Shanti, ist Göttlicher Frieden nicht das Höchste?“ fragte ich. „Denken Sie an manche buddhistischen Bildwerke, denken Sie an den unglaublichen Frieden im leise lächelnden Antlitz des meditierenden Buddha. Sind sich nicht alle Religionen auf der Erde einig in ihrer Bitte um den Segen des Friedens? ‚Der Herr segne dich und behüte dich, es wende der Herr dir Sein Antlitz zu und gebe dir Frieden‘.“

„Ja, die Religionen sind sich einig in ihrer Bitte um Frieden, soweit sie noch Vorbereitungskurse, soweit sie noch Schulklassen für störrische kleine Kinder sind. Da erscheint ihnen das bloße Abwaschen des Erdschmutzes und aller Not des irdischen Kampfes als das Wichtigste. Schauen Sie sich die verschiedenen Religionen an“, fuhr Sadananda kummervoll fort, „alle wollen sie etwas von Gott. Als ob Gott ein Entgegennehmer und Ausführer von Aufträgen und Bestellungen wäre. Der eine bittet um Macht. Der andere bittet heimlich um Reichtum. Der dritte bittet um ein schönes junges Weib. Der vierte bittet um einen Sohn. Der fünfte bittet um Gesundheit und ein langes Leben. Der sechste bittet, daß seine Partei siege und der Gegner elend zugrunde gehe. Der Christ will in den Himmel kommen und dort die ewige Seligkeit genießen. Der Hindu will frei werden von dem brennenden Rad des Samsara, der Wandelwelt, und dann sicher in der Wonne leben in alle Ewigkeit. Der Buddhist will ins Nirvana eingehen. Alle wollen gleichsam eine Versicherungspolice für Frieden, Geborgenheit, Leidfreiheit in alle Ewigkeit. So ist es auch bei den Anhängern Shankaracharyas. Diese wollen eingehen in das Brahman, versinken in dem gestaltlosen Göttlichen Licht, da, wo jeder Zwiespalt und jede Zweiheit schwindet, in dem Licht, das die Gestalt Gottes

verhüllt. Oder sie wollen sogar werden wie Gott Selbst. Auch Sie, Walther Eidlitz, gehören dazu. Auch Sie haben im Himalaja gesungen: ‚Aham Brahmasmi ... Ich bin das Brahman‘. Sie haben diesen Satz aus der Upanishad übrigens gründlich mißverstanden. Er bedeutet: Ich bin in meiner innersten Seele, dem Atman, von der Natur des Brahman, so wie der Funken von der Natur des Feuers ist.“

Sadananda war verstummt. Schweigend schritten wir längs des Stacheldrahtes auf und ab. Rings um das Lager heulten die Scharen der Schakale und verzogen sich wieder tiefer in den Wald.

„Shri hat mir nicht gesagt, ‚Frieden ist das Höchste‘. Er hat bloß gesagt: ‚Ich will dir vorläufig bloß Frieden geben‘“, begann ich nach einer Weile. „Und sogar Frieden zu erlangen, habe ich nicht vermocht.“

Lind legte Sadananda seine Hand auf meine Schulter: „Seien Sie nicht traurig, Vamandas, daß Sie abgestürzt sind, daß Sie glauben, daß Sie alles verloren haben. Anathabandhu wird Krishna auch genannt, der Freund der Herrenlosen, der Freund derer, die nichts mehr haben als ihre Armut und ihre Sehnsucht nach Ihm. Glauben Sie mir, Krishna freut sich mehr über einen, der trotz tausend Hindernissen im Getümmel und der Unreinheit dieser Baracken hinter Stacheldraht sich sehnt, Ihn zu lieben und Ihm zu dienen, als über einen, der gesichert und geborgen im stillen, reinen Wald oder in einem Zimmer hinter Polstertüren meditiert. – Sie sind Krishnas Eigentum. Auch Ihre Meditation, auch all Ihr Gelingen und Mißlingen, auch Ihre Krankheiten gehören Ihm. Aber niemand wagt es ja, sich völlig Gott auszuliefern, auf SEINE Bedingungen, nicht auf unsere Bedingungen hin. Mancher schon hat versucht, einem Göttlichen Heiland zu folgen und wie dieser zu sagen: Dein Wille und nicht mein Wille geschehe. Aber wenn’s dann ernst wird, wenn ihn der brausende Wille Gottes ergreift, dann bekommt er Angst, dann flüstert er heimlich: Nein, so war’s nicht gemeint. Nein, nur bis hierher und nicht weiter! Keiner will’s für wahr halten, daß Gott auch in Gestalt einer Katastrophe, in Gestalt eines vollkommenen Zusammenbruchs zu ihm kommen kann. – Glauben Sie mir. Wenn es aber einer vermag, sich wirklich Gott auszuliefern, dann braucht er nicht mehr zu sorgen. Dann übernimmt Gott alle Verantwortung für ihn, für alles, was er tut. Dann ist es gleich, ob er im Abgrund der Wandelwelt oder in Gottes Reich ist, denn dann *ist* er in Gottes Reich der Liebe und wird hineingenommen in das große Drama Gottes und Seiner Ewig-Beigesellten, von dem die Welt nichts weiß.

Der Frieden, das Nirvana, nach dem sich so viele sehnen, ist nur eine Nebenwirkung der Bhakti, nur eine Durchgangsstufe in Gottes eigentliches Reich. Freilich, manche bleiben für immer in diesem wundersamen Vorhof stehen. Wer aber wagt, noch weiter zu dringen, in immer größerer Sehnsucht, Gott immer mehr und mehr zu lieben, der verliert den Frieden nicht. Wahrer Frieden ist nicht bloßes Freisein von Spannungen. Die Gelassenheit des indischen Yogi, der über allem steht, wird maßlos überschätzt. – Wahrer Frieden ist, in jeder Lage und in jedem

Leid die Gewißheit zu haben, daß man im tiefsten Grund doch immerdar mit Gott untrennbar vereinigt ist.“

Wieder schritten wir lange schweigend. „Svamiji“, bat ich dann: „Was hat Ihr Guru gesagt, weshalb leben wir nach seiner Meinung? Weshalb haben wir diesen Leib bekommen?“

Sadananda flammte auf: „Mein Guru hat gesagt: ‚Wir haben diesen trägen Leib erhalten, daß wir ihn verbrennen in jedem Atemzug in unserer Liebe zu Gott.‘ Doch das verstehen Sie noch nicht, Vamandas. Sie wissen ja noch nicht, wer Gott, wer Krishna ist ...“

„O, ich möchte Gott schauen“, sagte ich.

„Es kommt nicht darauf an, daß Sie Gott schauen“, verwies mich mein Begleiter streng. „Es kommt vielmehr darauf an, daß Gott Sie ansieht, daß Er angezogen wird von der Schönheit und Reinheit Ihrer Sehnsucht nach liebendem Dienen. Wenn ein Mensch Gott schauen will, so stammt dieser Wunsch noch immer letzten Endes aus einem Ausbeutungstrieb; so wie die Menschen aus ihrer Selbstsucht heraus alle Dinge um sich auf der Erde zum Objekt erniedrigen, indem sie diese auf sich beziehen und genießen wollen, so wollen einige Gott genießen.“

„Wie kann ich frei werden von diesem Egoismus?“ fragte ich.

„Auch so darf man nicht fragen“, antwortete Sadananda hart. „Auch diese Frage war noch aus Egoismus geboren. – Bitten Sie Krishna, den Unbekannten, den Verborgenen, Er möge Ihnen die Kraft geben, daß Sie Ihn in Zukunft einmal aufrichtig zu bitten vermögen, Ihm wahrhaft dienen zu dürfen und Ihn lieben zu lernen. – Es ist spät geworden. Wir müssen schlafen gehen. Gute Nacht, Vamandas.“

Lehrer und Schüler

Die Unterredung auf dem finsternen Fußballplatz öffnete die Türe in viele hintergründige Gespräche mit Sadananda. Unerwartet nahm das Gespräch zuweilen eine derartige Wendung, nachts, wenn wir längs des Stacheldrahtes auf und abwanderten, sogar tags, wenn wir vor der Küchenbaracke mitten in einem Haufen schwatzender Mitinternierter saßen und Kartoffeln schälten und er manchmal einen kurzen Satz hinwarf, dessen Bedeutung die anderen nicht verstanden. Oder wenn er mich hie und da in meiner Baracke besuchte, oder wenn ich einmal eine Stunde bei ihm auf dem Bett in seiner Baracke saß. Er hauste erbärmlich. Sein Nachbar war ein in den Tropen verkommener Musiker, der meist einen durchdringenden Schnapsgeruch ausströmte, an seinem Bett vielfachen Handel trieb und zu dieser Zeit ständig ein altes mißtönendes Grammophon, das er gerade eingetauscht hatte, abschnurren ließ. Sadananda war recht wohlwollend zu diesem Nachbarn eingestellt. Er machte keinen Unterschied zwischen Menschen mit bürgerlichen Tugenden und sogenannten asozialen Elementen. Er meinte sogar, ein Verbrecher und eine Hure hätten größere Aussicht zu einer plötzlichen völligen Umkehr als der gesetzestreue Bürger. Dafür gäbe es viele Beispiele in den indischen Heiligen Schriften und auch in den Evangelien. Er verwies auf die Geschichten von der Maria Magdalena und dem Schächer zur Rechten Christi. Er war der Ansicht, Gott und wahre Religion, Gottesliebe, sei über allen ethischen Qualitäten.

So oft ich damals zu ihm kam, empfing mich an der Türe ein widerlicher Lärm; das Grammophon kreischte, am Bett des Nachbarn wurde gefeilscht, an dem einzigen Tisch in der Baracke saßen auch noch die Kartenspieler und hieben ihre schmutzigen Karten mit der Faust auf den Tisch, gerieten sich auch ziemlich oft in die Haare. Sadananda schien nicht im geringsten deswegen bekümmert zu sein. Heiter und freudig begrüßte er mich: „Das ist schön, Vamandasji, daß Sie mich besuchen. Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir aufs Bett.“ Eine helle Kuppel kraftvollen Friedens schien unsichtbar über diesem ärmlichen Gurtbett zu schweben. Wenn er mir erzählte, war alles Getöse ringsum vergessen und versunken.

„Was hat Sie nach Indien geführt?“ fragte ich eines Nachts.

„Das innere Sehnen meines Herzens. Und die Begegnung mit Svami Bon, einem Inder, den sein Lehrer, mein eigener späterer Guru, nach Europa entsandt hatte. Und vor allem ein indisches Buch, das ich in der Berliner Universitätsbibliothek gefunden hatte; es war ein Buch über Krishna-Chaitanya.“

„Oh, der verborgene Avatar des disharmonischen Zeitalters, der goldene Avatar! Shri hat mir von Krishna-Chaitanya erzählt.“

Ein Lächeln blühte auf in Sadanandas strengem Gesicht. „So, hat Ihnen Shri von Krishna-Chaitanya erzählt“, sagte er erfreut. „Nach allem, was Sie mir berichtet haben, dachte ich, Ihr Lehrer gehört der Schule Shankaracharyas an. Das wissen

Sie wohl, daß Chaitanya in einen Orden Shankaracharyas hineingegangen ist, um dessen Lehre von innen zu überwinden?“

„Hat denn Shankaracharya nicht recht? Ist die Welt nicht vergänglich und wie ein Traumbild, bloße Täuschung? Ist nicht das, was uns als Welt erscheint, in Wahrheit das unpersönliche Göttliche Brahman?“

„Die Welt ist vergänglich und von Leiden erfüllt, aber sie ist wirklich. Sie ist eine relative Wirklichkeit, und sie hat in jedem Augenblick ihren Grund in Gott, der absoluten, unbedingten Wirklichkeit. Das unpersönliche Brahman ist nur der Lichtglanz um die Gestalt des persönlichen Gottes. – Vamandas, so einfach, wie Sie es sich vorstellen, ist es nicht. In Gott sind die unfaßbarsten Gegensätze harmonisch vereinigt. Die Lehre, die Krishna Chaitanya gebracht hat, ist unerschöpflich. – Als ich in meiner Studienzeit an der Universität die verschiedenen Systeme der abendländischen und auch der morgenländischen Philosophie durchforschte, da habe ich mir immer gewünscht, ich möchte einmal ein philosophisches System kennenlernen, wo man in alle Ewigkeit schreiten kann, ohne jemals an ein Ende zu kommen. Ich habe alles gefunden, was ich suchte, in der Philosophie Krishna Chaitanyas und Seiner Schüler, von deren Köstlichkeiten die Welt keine Ahnung hat.“

„Und Ihr eigener Guru?“

„Mein Guru, Bhakti-Siddhanta Sarasvati, hat in der Nachfolge Krishna-Chaitanyas die dienende, erkennende Gottesliebe gelebt und verkündet.“

Mit unsäglicher Zartheit begann Sadananda von seinem Guru zu erzählen. Dieser war in seiner Jugend ein in wissenschaftlichen Kreisen wohlbekannter Forscher und Gelehrter gewesen. Eines Tages ging der junge Gelehrte zu einem Einsiedler im Wald und bat ihn um die Initiation. Der Geisteslehrer, den er aufsuchte, war ein wandernder Asket, fast nackt, nur mit einem Lendenschurze bekleidet; er hieß Gaura Kishora. Hart wies der Alte den Bittenden ab: „Gelehrtigkeit und Ansehen in der Welt bedeuten nichts vor Krishna“, sagte er barsch. Doch der junge Gelehrte ließ nicht ab zu bitten, bis der Alte bezwungen von seiner Ausdauer und liebenden Hingabe, ihn zuletzt doch als seinen einzigen Schüler annahm.

Der Lebenslauf Bhakti-Siddhanta Sarasvatis, der am Ganges in Indien seine Heimat hatte und das Leben seines europäischen Schülers, der Sadananda genannt wurde, wiesen seltsame Ähnlichkeiten auf. Auch Sadananda hatte in seiner Jugend die Luft strenger Wissenschaft geatmet. An der Universität Leipzig hatte er vergleichende Religionswissenschaften studiert, hatte dort Pali, Sanskrit, Tibetanisch, Chinesisch, Japanisch gelernt.

Eine Originalhandzeichnung von Adalbert Stifter befand sich in dem leichten Gepäck, als er Europa verließ. Das einzige deutsche Buch, das er mitnahm, war eine Dünndruckausgabe der Werke Hölderlins. Er schenkte mir dieses Buch, da er wußte, daß ich als junger Mensch ein Hölderlindrama geschrieben hatte. – Nach Erlangung des Doktorats und Neuherausgabe eines grundlegenden Werkes der

Religionswissenschaft hatte es so ausgesehen, als ob eine ungewöhnlich zukunfts-volle Dozentenlaufbahn sich vor Sadananda öffnete. Er aber warf alles hin, verschenkte, was er besaß, und ging nach Indien, um dort an den Quellen selber zu trinken und den Lotusfüßen seines Guru, Bhakti-Siddhanta Sarasvati, zu dienen.

Einmal zeigte mir Sadananda einige Bilder seines Lehrers. Ich erschrak fast, so ähnlich war eines dieser Bilder Sadananda selbst. Von dem Bild blickte ich auf meinen Freund und wieder auf das Bild. Nicht bloß wie zwei Brüder schienen die beiden zu sein, sondern der gleiche Mensch in früheren Jahren und in späteren Jahren. Dieselbe Gebärde, derselbe Gesichtsausdruck, dieselbe innere Kraft, welche die weisende Handbewegung formte.

Als ich Sadananda auf diese Ähnlichkeit aufmerksam machte, wehrte er ab in ehrlicher Bescheidenheit.

Im Verlauf der Zeit, als ich meinen Freund näher kennenlernte, merkte ich, daß er in der Trennung von seinem Lehrer vor Leid fast verging, denn dieser hatte bereits am ersten Januar 1937 die Erde verlassen. Eine tief verborgene Beziehung schien zwischen diesem Guru der Gottesliebe und seinem europäischen Schüler gewaltet zu haben. Als Sadananda einmal seine Verschlossenheit durchbrach, erzählte er mir, daß sein Guru, Bhakti-Siddhanta Sarasvati, eines Abends vor einigen seiner einheimischen Schülern, plötzlich laut zu ihm gesagt hatte: „Du, Sadananda und ich, wir waren seit Ewigkeit immer beisammen.“

„O wie schwer hat es Ihnen das Schicksal gemacht“, rief ich aus, „die halbe Erde war zwischen Ihnen und dem Guru. Wie leicht hätten Sie Ihren Guru verfehlen können.“

„Das mußte so sein“, versetzte Sadananda leise, „Das mußte so sein, damit ich erprobte, ob der innere Auftrieb meines Herzens die Kraft haben würde, alle Hindernisse zu überwinden und sich gegen den abtreibenden Strom zu behaupten. Und doch, wie ein Wunder will es mir heute erscheinen, daß es mir gelungen ist, zu ihm hinzudringen. – Aber viel zu kurze Zeit habe ich ihm diesmal dienen dürfen. Das nächste Mal muß es länger sein.“

„Ich habe doch Treff-As gesagt. Ich werde dich schinden. Ich zieh dir die Haut ab bei lebendigem Leib“, brüllte einer der Kartenspieler, ein berühmter Preisringer und Inhaber einer Gymnastikschule in Südindien, der aussah wie ein riesenhafter Säugling mit strotzenden Armmuskeln und tückischen Augen.

„Ja, spitzen Sie nur die Ohren, daß Ihnen nur ja nichts von diesen interessanten Dingen entgeht“, höhnte Sadananda traurig, als er merkte, daß ich unwillkürlich zu dem Streit der Kartenspieler hinüberlauschte. „Sie fragen mich ja auch nur aus Sensationslust aus, wie alle anderen. Ach, wie recht hat doch mein Guru gehabt, als er uns in seiner letzten Ansprache, bevor er uns verließ, eindringlich darauf aufmerksam gemacht hat: ‚Im gleichen Maß, wie ihr euch von den Lotosfüßen Krishnas entfernt, im gleichen Maß werdet ihr von den anziehenden und abstoßenden Kräften dieser Welt ergriffen.‘“

„Licht aus! Licht aus!“ schrien zornig die europäischen Soldaten, die um diese Nachtstunde längs des Stacheldrahtes rings um das indische Lager die Runde machten. Fluchend machten sich die Kartenspieler daran, die Fenster der Baracke innen dicht mit Decken zu verhüllen. Dann setzten sie ihr Spiel fort.

„Nehmen Sie ein Papier und einen Bleistift“, sagte Sadananda. „Ich will Ihnen auf Sanskrit eine Strophe aus dem Shrimad-Bhagavatam diktieren, die ihnen vielleicht helfen wird:

„Es wird aufgelöst der Knoten des Herzens.

(Der Knoten in der Gestalt der Auffassung von ‚Ich‘ und ‚Mein‘, der den Atma bindet.)

Es werden aufgelöst alle Unklarheiten,
und die Karmas,

wenn in dem Atma Gott direkt gesehen wird.“

Viele Fragen stiegen in mir auf, als ich durch die Finsternis von Sadanandas Baracke zu meiner Baracke hinüberschritt. Und andere Fragen, die mich mein ganzes Leben lang bedrängt hatten, fanden ihre Antwort. Unwiderstehlich zog es mich zum Platze Sadanandas hin. Aber es war gar nicht so leicht, ihn zu besuchen. Denn anfangs gehörten er und ich verschiedenen Gruppen innerhalb des Stacheldrahtes an. Er war Deutscher, ich war jüdischer Herkunft. Andauernd wurde man bespitzelt und beobachtet, wurde gefragt: „Wo waren Sie? Wo haben Sie sich die letzten Stunden aufgehalten? Mit wem haben Sie gesprochen?“ Und dann wurden Berichte an die Kommission abgeschickt, die gerade über die Freilassung beriet. Immer wieder mußte man Furchtanwandlungen überwinden, mußte man hüben und drüben die Gesetze der feindlichen Parteien im Lager verletzen, gegenseitige Boykottmaßnahmen übertreten, mußte immer von neuem Mut aufbringen, um einander zu treffen. Aber Sadananda schätzte es, wenn man Mut aufbrachte.

Kraushaar

Nach einer Übersiedlung des ganzen Lagers, wobei alles um und umgeschichtet wurde, zogen Sadananda und ich in die gleiche Baracke. Wir wohnten gemeinsam in einer kleinen Kammer. Zwischen unseren Betten war noch ein wenig freier Raum, man hätte gerade noch ein drittes Bett dort aufstellen können.

Der Raum, wo Sadananda und ich für eine kleine Weile hausten, war die ehemalige Spülküche einer Unteroffiziersmesse, niemals als Wohnraum gedacht. Der Verschlag war nachträglich auf der Veranda hinzugebaut worden. Es war darinnen heiß wie in einem Backofen. Die Tropensonne glühte auf das niedrige schräge Dach und auf die dünnen Ziegelmauern. Und überdies grenzte der Sportplatz des Lagers an die Kammer. Es war nicht möglich, die mit Kalk verschmierten winzigen Fensterluken zu öffnen, weil die abirrenden Bälle der Wettspieler sonst sogleich die hochgeklappten Fenster zertrümmert hätten. Auf der Veranda links und rechts von unserer Kammer kauerten den ganzen Tag in dichten Reihen die Zuschauer der Spiele. Bei jedem besonders gelungenen oder mißglückten Ballstoß schrie diese Menge, in zwei Parteien geteilt, entzückt oder empört auf. In höchster Erregung piffen manche schrill zwischen ihren in den Mund gesteckten Fingern.

Mein Gefährte saß indessen mit gekreuzten Beinen auf seinem Bett, benutzte einen kleinen Blechkoffer, den er auf seine Knie gelegt hatte, als Tisch und schrieb eifrig, tief niedergebeugt, an seiner umfassenden, wissenschaftlichen Arbeit. Dicht neben ihm stand ein anderer größerer Blechkoffer, angefüllt mit Büchern, Schriften, Heften, in musterhafter Ordnung aneinandergereiht. Im Finstern konnte der Freund jedes Blatt Papier sofort finden. Innen eingefügt in den Deckel des aufgeklappten Koffers befand sich ein Bild von Sadanandas Guru.

Heulen und Pfeifen stieg von neuem draußen auf. Wieder prallte der Fußball an unsere Luke. Glas klirrte splitternd nieder. Vergebens suchte ich meinen Ärger, ja fast Menschenhaß, niederzudrängen. „Ist es nicht wichtiger, daß man Liebe zu den Menschen lernt, bevor man wagt, Liebe zu Gott erlernen zu wollen?“ fragte ich.

„Sie können gar nicht wahre Liebe zu Menschen haben, ohne Gottesliebe“, war die rasche Antwort. „Der Mensch, jedes Wesen in der Welt, ist wie eine der Blüten an einem blühenden Baum. Die Wurzel des Baumes ist Gott. Wenn Sie die Wurzel bewässern, dann werden auch alle Blätter und Blüten des Baumes erfrischt. Die Liebe strömt über. Aber Sie dürfen nicht die Kleider, ich meine die Leiber und die Geilheit und die Begierden der Menschen mit dem wahren Selbst, dem Atma, verwechseln, der zeitweilig eine dieser seltsamen Hüllen trägt. Der Atma ist nicht Nazi, nicht Kommunist, nicht Engländer, nicht Jude, nicht Brahmane, nicht Preisringer ... auch nicht Mann oder Frau. Das ewige Wesensgesetz jedes Atma ist es, ein ewiger Diener Krishnas zu sein, auch wenn er es vergessen hat. Sie müssen versuchen, auf diesen Atma zu sehen.“

„Können Sie es?“

„Ich bemühe mich.“

Ein Internierter in dem neuen Lager war damals obdachlos. Er stammte aus Ostpreußen und trug ähnliche Mönchskleider wie Sadananda, nur von gelber und nicht von orangener Farbe. Er war einer der wenigen europäischen Buddhisten in dem Lager, von denen einzelne hervorragende Gelehrte waren und einen ganz ausgezeichneten Charakter besaßen. Doch hatte ich das Unglück, an einen Einzelgänger zu geraten. Er war fett und hatte einen von Natur aus vollkommen kahlen, spiegelnden Schädel und führte dazu unglücklicherweise den Namen Kraushaar.

In Kraushaars Schädel sah es ein wenig wunderlich aus. In seiner Jugend hatte er als Lehrling in einem Laden in einer kleinen Stadt in Ostpreußen gearbeitet und dort Heringe und Käse verkauft. Dann war er ein wandernder Photograph geworden, der mit seinem Apparat hin- und herziehend, am Strande ostpreußischer Seebäder die mehr oder weniger bekleideten männlichen und weiblichen Badegäste abknipste. Während der Ausübung dieses Berufs hatte ihn eine Sehnsucht nach Seelenfrieden und Weisheit überkommen und er war dort ein buddhistischer Mönch geworden. Aber die Halbbildung, die sich in wirren Trümmern in seinem Kopfe aufgespeichert hatte und sein streitsüchtiges Gemüt war der harten, tiefen Gedankenarbeit, welche die Lehre des Buddha erfordert, nur unzureichend gewachsen.

Äußerlich hielt er die Ordensregeln überaus streng ein. Beim morgendlichen und abendlichen Namensaufruf stand er weit abseits von den geordneten Reihen der Mitgefangenen. Er weigerte sich, an den Diensten für die Lagergemeinschaft teilzunehmen, so, wie die anderen, an bestimmten Tagen Kartoffeln zu schälen, Holz zu sägen oder andere Handreichungen zu tun. Er behauptete, seine Ordensregel verbiete ihm, für Laien eine Arbeit zu verrichten. Er setzte seinen Standpunkt durch.

Mit würdevollen langsamen Schritten, stets vorschriftsmäßig zu Boden blickend, wandelte seine in gelbes Tuch gehüllte, feiste Gestalt längs des Stacheldrahtes gemessen auf und ab. Zuweilen fand er den einen oder anderen Jünger, der einige Tage neben ihm wandelte, seinen Verkündigungen lauschte und ihn nachher im Stiche ließ und verhöhnte. Er galt als unverträglich und als Verbreiter verhetzender Gerüchte.

Nach dem Umzug des ganzen Lagers an einen neuen Ort weigerten sich alle Baracken, Kraushaar bei sich aufzunehmen. Trotzig stellte er sein Bettgestell im Freien auf, am Rand des Fußballplatzes, wo seine aufgespannten gelben Tücher vielen zum Ärgernis wurden.

„Er ist ein alter Mann“, sagte Sadananda. „Der Winter ist rauh hier, in unserem Winkel wäre gerade noch Platz. Wollen wir Kraushaar einladen, bei uns zu wohnen?“

„Er ist zänkisch“, sagte ich bedenklich. „Es wird Verdruß geben. Ich weiß, er hat

hartnäckig überall ausgesprengt, daß ich schwarze Magie betreibe.“

„Ach, Kraushaar hat doch keine blaße Ahnung, was schwarze Magie ist. Und noch weniger diejenigen, die ihm zuhören“, lachte Sadananda. „Es ist doch ein Unrecht, daß man sein Mönchsgewand verhöhnt.“

Ich weiß nicht, welche Nebenabsichten mein Freund noch verfolgte, ob er mir vielleicht einen Spiegel vorhalten wollte, wie man's machen soll und wie man's nicht machen soll. Auf jeden Fall zog der neue Hausgenosse feierlich bei uns ein und schlug zwischen unseren Betten sein Lager auf. Er ließ mir zu meiner Belehrung ein Buch, aus welchem ich mir einen Spruch des Buddha fürs Leben merken will:

„,Er schmähte mich, er schlug auf mich,
er überwand mich mit Gewalt‘.
Wer solcherlei Gedanken hegt, der wird
von Feindschaft niemals frei.

,Er schmähte mich, er schlug auf mich,
er überwand mich mit Gewalt‘.
Wer dem Gedanken nicht Raum gibt,
der wird gewiß von Feindschaft frei.

Denn Feindschaft kommt durch Feindschaft
auf Erden nie zur Ruhe.
Durch Nichtfeindschaft kommt sie zur Ruhe.
Das ist ein ewiges Gesetz.“

Hinter seinem aufgespannten Moskitonetz und darübergerlegten gelben Tüchern verborgen, saß Kraushaar jeden Tag viele Stunden mit gekreuzten Beinen auf seinem Bett zwischen Sadananda und mir und meditierte. Er führte einen Totenschädel immer und überall mit sich und meditierte vor diesem Totenschädel über die Vergänglichkeit alles Irdischen. „Ich strahle Mitleid und Liebe zu allen Wesen aus“, erklärte er mir. Aber trotz seines tiefen Versunkenseins in die Kontemplation wußte er merkwürdigerweise doch immer ganz genau, was rings um ihn geschah. Er, der doch allem Besitz entsagt hatte, war höchst achtsam auf seine Besitzrechte, auf seinen Anteil am Boden der Baracke usw. Nur am Ausfegen dieses Bodens wollte er sich nicht gerne beteiligen, weil das seine Ordensregel verbot. „Ich sehe, Sie wollen sich an mir reiben“, sagte er mir wiederholt. Wir beide gingen auf den Zehen, um ihn nicht zu stören.

Kraushaar hatte die Eigenschaft, nachts im Schläfe oftmals durchdringend zu wimmern und zu heulen ‚Huhuhu...‘, als ob er ständig von schrecklichen furchterregenden Träumen bedrängt würde. „Schreien Sie nicht so“, sagte Sadananda

barsch, als es einmal zu arg wurde und drehte das Licht an. Wir pflegten, vor der vorgeschriebenen Zeit das Licht in unserem Winkel auszulöschen, damit unser Stubengenosse nicht in seinem Schläfe gestört würde. Blinzelnd richtete sich Kraushaar auf. Er brauchte eine Weile, um sich zurechtzufinden. „Es ist kein Wunder, daß ich im Schläfe schreie“, sagte er dann gemessen. „Es sind eben zwei Ohren zu viel in diesem Raum.“ Er warf mir einen scharfen Blick zu, denn mit seiner Bemerkung meinte er mich, und die dunklen Künste, die ich seiner Meinung nach trieb, um ihn zu ängstigen.

Nun verlor Sadananda all seine Höflichkeit und wurde ausfällig. In seiner Ansprache nannte er seinen Bettnachbarn nicht mehr „Ehrwürdiger“ und mit seinem buddhistischen Mönchsamen, wie er es in seiner Achtung vor dessen Kleid sonst immer tat. Er nannte ihn mit seinem alten Namen aus dem Käseladen. „Kraushaar, machen Sie sich nichts vor“, wies er ihn zurecht. „Sie schreien nicht, weil etwas Böses und Finsteres außerhalb von Ihnen ist, sondern weil Sie selber voller finsterner heimtückischer Gedanken sind. Deshalb werden Sie von Angstträumen geplagt. Deshalb leben Sie in andauernder Furcht und glauben, daß andere Sie bedrohen. Sie behaupten, Sie strahlen Mitleid und Liebe aus und statt dessen brüten Sie Haß. Sie sagen, Sie üben Versenkung und statt dessen sitzen Sie wie eine Spinne in Ihrem Netz und lauern ununterbrochen darauf, ob etwas Sie stören könnte, damit Sie sich nachher darüber beschweren können. Ich habe noch nie im Leben einen Menschen gesehen, der so verkrampft in seinem Egoismus ist wie sie, der glaubt, daß er der Mittelpunkt der Welt ist und daß sich alles nur um ihn dreht. Sie entehren das ehrwürdige Mönchsgewand des Buddha, das Sie tragen – Sie alter Heuchler!“

Mit verkniffenem feistem Gesicht, wie einer, der gewöhnt ist, allezeit bitterstes Unrecht zu leiden, hörte sich Kraushaar diese Rede an. Mit verkniffenem Gesicht zog er am nächsten Tag mit seinem Totenschädel und seinen Schriften der Barmherzigkeit und Liebe in eine andere Behausung hinüber. Überall verbreitete er, daß er ausgezogen sei, weil ihm seine Religion verbiete, mit einem Juden unter dem gleichen Dache zu wohnen.

„Warum waren Sie so hart zu Kraushaar?“ fragte ich, nachdem uns unser Gefährte verlassen hatte.

„Um seinen Atma aufzuwecken. Auch wenn er jetzt gekränkt davonläuft, ein Eindruck bleibt fürs nächste Leben. Das ist eine viel größere Hilfe, als wenn ich seinen Egoismus, seine Eitelkeit gefüttert hätte. Mein Guru war ein Meister in solchem Verhalten. Er nannte es „aggressive grace“, Gnade im Angriff, kämpferische Gnade. – Aber das Abendland verwechselt so leicht die Kleider und die wahre Gestalt. – Sie wissen, daß ich die sozialen Bestrebungen der westlichen Hemisphäre sehr hoch schätze. Ja, Altersfürsorge, Krankenfürsorge, Recht auf Arbeit für jeden, Recht auf Erziehung für jeden, das ist gut. Schutz der Kinder, der Kranken, der Schwachen, Schutz der Verfolgten, das soll sein, das muß sein. Das

ist ja schließlich heutzutage beinahe das einzige, was den Menschen noch vom Tier unterscheidet. Aber, wenn ich mir diese vielfältigen Bemühungen anschau, die vergängliche Wandelwelt behaglich zu machen, da kommt es mir doch manchmal so vor, als sei ein Mensch ins Wasser gefallen und in größter Gefahr, zu ertrinken. Und ein anderer springt ihn nach und rettet sorgfältig – dessen Kleider. Und ihn selbst, die wahre Person – den Atma – läßt er untergehen.“

Allmählich erkannte ich, daß jedes Wort, das Sadananda sprach, Ausdruck der Bhakti war; und daß alles, was Sadananda den Menschen tat, ob er nun freundlich war oder höhnte – und er konnte entsetzlich hart und schneidend sein – immer dem Bestreben entsprang, die Atmas der Menschen ringsum aufzuwecken, sie sich an ihr wahres Wesen zu erinnern; ein Diener Krishnas zu sein. Die Internierten achteten ihn, trotz seiner den Spott herausfordernden Mönchstracht. Sie fürchteten ihn, denn er war ihnen an Schlagfertigkeit weit überlegen. Er erschreckte sie und sie mieden ihn.

Wenn Sadananda einem weh tat, dann kamen dem Betroffenen manchmal die Tränen, so tief war seine Eitelkeit verwundet. Der Betroffene glaubte oft, der innerste Grund seines Wesens werde entwurzelt. Aber dieser Schwerthieb, der so schmerzte, kam nicht von dem ungeduldigen Schwert eines Machthabers, sondern das war wie ein reinigender Blitz. Es war wie der Schwerthieb am Schlusse vieler unserer Märchen, die ja größtenteils aus Indien stammen, wo der Verzauberte oft selber bittet: „Schlage mir den Kopf ab. Schlag mir den übergestülpten Tierkopf ab.“ Wenn der andere zauderte, dann blieb der Bittende verwunschen. Doch wenn der Retter zuschlug, dann ward der Verwunschene zu seiner wahren Gestalt erlöst.

Doch nur in den Märchen wagen die in Tiere oder Unholde verzauberten Prinzen voll Mut selber zu bitten: „Entzaubere mich zu meiner wahren Gestalt der Liebe. Erlösendes Schwert, schlag zu.“ Im Lager schmähten sie über Sadananda: „Das ist ein Renegat, der sein Europäertum verraten hat, der sich verniggert hat.“ Und sie schrieben gehässige Berichte und Verleumdungen und schickten sie an eine Untersuchungskommission.

Schweigend litt Sadananda unter seiner Einsamkeit.

Kirche hinter Stacheldraht

In dem indischen Lager hausten scharenweise die eingesperrten christlichen Missionare. In fast allen Lagerflügeln hausten sie. Alles Leben und auch alle Not der Kirche spielte sich hinter Stacheldraht ab. Bei dem engen Zusammenleben in den Baracken trat es unvermeidlich zutage, daß auch Männer, die ein priesterliches Kleid trugen, arme Menschen mit menschlichen Schwächen waren. Aber während der sechs Jahre meiner Internierung in Indien war es mir manchmal ein großer Trost, daß es in dem von Streit und Haß erfüllten Lager Menschengruppen gab, die sich bestrebten, ihren Blick aufs Ewige zu lenken, daß zum Beispiel jeder katholische Priester im Lager allmorgendlich seine stille Messe hielt, daß in die Speisesaalbaracke, wo sich sonst nur hungrig und gierig die Gefangenen zum Essen versammelten, jeden Sonntag ein Altar hineingestellt und Gottesdienst gehalten wurde. Ich freute mich, daß dieser Raum am Ostersonntag schütterte vom Auferstehungsjubel und daß in dem Kirchenchor Katholiken und Protestanten ihre Stimmen einten. Ich mühte mich ehrlich, in den Pfarrern der verschiedenen christlichen Bekenntnisse die Nachfahren jener Glaubensboten zu sehen, denen Christus einst gesagt hatte: „Nehmet hin den Heiligen Geist!“ – „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Die Botschaft des Heiligen Geistes durch die Welt zu tragen, bedeutet doch auch, den Heiligen Geist zu erkennen, wo immer er auch waltet. Nun, in der Gottesliebe, die Sadananda verkündete, fühlte ich eine Offenbarung, die loderte vom Heiligen Geist. Wie staunte ich, daß manche der christlichen Glaubensboten im Lager herabsetzende und verächtliche Worte über Sadananda aussprachen. Ich wunderte mich, daß die meisten keine Ahnung davon hatten, daß es in der Mannigfaltigkeit indischen religiösen Lebens seit undenklicher Zeit auch einen starken Strom von reinem Theismus gibt. Herablassend sprachen die Priester und geistlichen Brüder von den „armen Heiden“, zu denen sie auch Sadananda zählten.

Nur ein einziger von den vielen christlichen Missionaren, die ich in den Internierungslagern in Indien kennenlernte, hatte sich vor seiner Verhaftung ernstlich mit der uralten Kultur, Religion und hohen Weisheit des Volkes beschäftigt, das zu bekehren sie als Heidenmissionare ausgezogen waren. Aber eine Reihe von ihnen suchte das Versäumte im Lager nachzuholen.

Es war eine seltsame kleine Versammlung, die sich einige Male in der Woche lange Zeit hindurch regelmäßig in unserer „Spülküche“ einfand, während unmittelbar daneben die Zuschauer der Wettspiele lärmten und die großen Lederbälle dumpf auf die Wand unserer Kammer trommelten.

An einige der Teilnehmer an Sadanandas Kursen erinnere ich mich deutlich. Da saß auf einem Hocker, den er sich mitgebracht hatte, der alte Pater Lader, die

harten Arbeiterhände im Schoß gefaltet. Sein grobgeschnittenes, faltiges Gesicht war von einem ungepflegten, fahlen Bart umgeben. Seine geistlichen Amtsgenossen belächelten und verspöttelten ihn ein wenig: „Nun ja, der gute Pater Lader!“; denn er achtete nicht allzuviel auf seine Kleidung, seine weiße Kutte war zuweilen befleckt und unrichtig zugeknöpft. In seiner Jugend war er ein Schmiedegeselle in Württemberg gewesen. Dann war er ein dienender Bruder in einem geistlichen Orden geworden und aus Sehnsucht nach Indien in dieses Land gefahren. Dort hatte ihn der erste große Krieg überrascht und er war sechs Jahre hinter Stacheldraht in einem indischen Barackenlager gewesen. Nun, im zweiten großen Krieg saß Lader wieder sechs Jahre in einem indischen Interniertenlager hinter Stacheldraht. In der Zeitspanne zwischen den beiden Kriegen hatte er Latein gelernt, sich mühsam durch ein Seminar hindurchgearbeitet und die Priesterweihe empfangen. Und dann hatte er viele entbehrungsreiche Jahre in der Einsamkeit und Armut und den Anfechtungen eines indischen Dorfes mitten im Dschungel gehaust.

„Sie kennen das indische Dorf nicht“, sagte er mir. „Sie kennen den Aberglauben und den Fanatismus des Dorfes nicht. Sie kennen nur die indische Hochkultur und die Upanishaden“. Und doch liebte er dieses indische Dorf, obwohl es ihm, wie er gestand, während seines langen Wirkens recht selten gelungen war, jemanden zu bekehren. Er liebte auch die Upanishaden. Gleich nach meiner Verhaftung war er zu mir gekommen, um sich einige Sanskrittexte auszuleihen. Der alte Lader war jener einzige von den vielen christlichen Missionaren, die ich im Lager kennenlernte, der schon vor seiner Internierung Sanskrit studiert hatte.

Neben Lader saß der evangelische Pastor Dr. Fuchs. Er trug gutgeschnittene, wohlgebügelte Anzüge, lächelte meist verbindlich und hatte eine leichte Neigung zu Intrigen. Aber er war sehr begabt und sehnsüchtig in seiner Seele. Oft, auch außerhalb der Kurse, kam er zu uns in die „Spülküche“. Sadananda war hart zu ihm, wie zu allen Menschen, die er schätzte und von denen er etwas erwartete. „Er hat viele Möglichkeiten“, sagte Sadananda über ihn. „Er hat zu viele äußere Erfolge. Er brauchte einen ganz harten Schicksalsschlag, der ihn vollkommen niederwirft. Dann könnte seine Seele wirklich erwachen.“

Neben Pastor Fuchs saß ein Laie, ein stiller weißhaariger Geologe; vor seiner Internierung hatte er in Bergwerken von Südamerika und in Indien gearbeitet und sich bisher nur mit exakter Naturwissenschaft beschäftigt und hatte wohl geglaubt, daß er ein Atheist sei. Ernst sagte er mir nach einer der Vortragsstunden Sadanandas: „Daß es so etwas gibt, das hätte ich früher nicht für möglich gehalten. Die Welt, in der ich bisher gelebt habe, ist ja gar nicht die ganze Welt. Es ist, wie wenn ein Vorhang weggezogen würde. Ein Wind aus einer anderen, einer wahren Welt, weht einen an, wenn Ihr Freund von Krishna spricht.“ Er sah mich erschreckt an. „Haben wir die wahre Welt ganz vergessen?“

Seine Frau saß tausend Meilen entfernt in dem Frauenlager in Südindien, wohin ich auch einmal versetzt worden war. Als alle die getrennten Gatten und Gattinnen nach mehrjährigem Bitten und Harren endlich in einem neu errichteten Familienlager hinter Stacheldraht vereinigt wurden, und Dr. Schultheiß uns verließ, schrieb er mehrmals an Sadananda, sandte ihm auch zu Weihnachten einen mit Liebe aus Holz geschnitzten Teller als Zeichen seiner Dankbarkeit.

Unermüdlich schrieben die drei Jesuiten in den Heften auf ihren Knien den Vortrag Sadanandas mit. Sie waren gewöhnt, sich auf Prüfungen vorzubereiten, sie waren das wissenschaftliche Arbeiten gewöhnt. Erst mit fünfundvierzig Jahren wurden sie vollgültige Ordensmitglieder. Ihre Novizen verloren im Lager keine Zeit; sie hörten ihre Vorlesungen wie bisher. Eine ganze theologische Fakultät hatten die Jesuiten mit in das Gefangenenlager genommen. Die drei von ihnen, die an Sadanandas Kurs teilnahmen, waren einander so ungleich wie möglich.

Der noch junge Pater Zehner fiel nicht auf. Niemand mäkelte über ihn im Lager, trotz seiner weißen Kutte und des Priesterbartes, der sein faltiges braunes Gesicht mit den großen Augen umgab. Unaufgefordert packte er fest zu, wenn ein schwerer Trog Kartoffeln zu schleppen war oder Freiwillige für eine beschwerliche Arbeit gesucht wurden. Es war angenehm, schweigend bei der Gemeinschaftsarbeit neben ihm zu sitzen. Wenn er sprach, setzte er behutsam Wort an Wort. „Das haben wir auch“, murmelte er verstehend, als Sadananda in seinem Kurs Geheimnisse des Göttlichen Innenlebens andeutete, die sich in dem Radha-Krishna-Kulte abspiegeln. Zehner meinte die Liebe, die zwischen den Göttlichen Personen der Dreieinigkeit webt. Er war sichtlich voll Scham über seine eigenen Worte.

Sonnenbichler, der aussah wie ein bärenstarker holzgeschnitzter Erzengel Michael, war damals noch Novize. Erst später empfing er im Lager die Priesterweihe. Einer der internierten italienischen Bischöfe durfte aus diesem Anlaß für ein paar Stunden aus seinem Drahtgehege in unser Stacheldrahtgehege herüberkommen. Wie ein umgestürzter Baumstamm lag der lange blonde Bursche während des Weiehekultes hingestreckt vor dem Altar in der Speisesaalbaracke. Einige Tage ging er wie verklärt einher. Der Herzensneigung nach war er eigentlich Bildhauer und Musiker. „O wie sakrisch schwer ist dieses verflixte Sanskrit“, stöhnte er einmal aufrichtig, als wir an dem Brunnen nebeneinander unsere Blechteller reinspülten. „O wie leicht ist Latein dagegen. – Und diese ganz neuen, zarten Gedankengänge, diese Beweglichkeit des Denkens, in die man sich erst hineinleben muß; das Hirn will nicht, es bockt wie ein störrisches Roß.“ „Mir ging es anfangs genau so“, tröstete ich ihn.

Auch Pater Sprechmann, der dritte Jesuit, der an Sadanandas Kurs teilnahm, stammte aus einem bayrischen Dorf, so wie Sonnenbichler. Seine Betonung verriet es, wenn sich auch auf der theologischen Fakultät an der Universität zu Freiburg ein Netz von Scholastik über seine ländliche Derbheit gelegt hatte. Sein gejagtes, eiliges Sprechen eilte oftmals seinem Denken beträchtlich voraus. Es schien zu-

weilen, als wollte er die Göttlichen Geheimnisse wie mit einer Brechstange angehen. Dr. Sprechmann war vielseitig und sehr ehrgeizig. Er war nicht nur Theologe, sondern auch ein ausgezeichneter Turner und Dauerläufer, und er übte täglich am Barren und am Reck. Eines seiner Ziele war, im Lager das sogenannte „Goldene Sportabzeichen“ zu gewinnen.

Schmal stand Sadananda in seinem von ihm selbst gefärbten orangenen Tuch, die nackten Füße in den landesüblichen indischen Sandalen, vor der ausgeborgten Schultafel. „Der Krishna, von dem Sie wissen, von dem Sie in Büchern lesen können, der Krishna als Göttlicher Held und Lehrer in dem Epos Mahabharata und in der Bhagavadgita ist noch nicht der volle Krishna“, erklärte er. „Und auch die Gottheit, in welcher die Welt gründet, und Gott, der die Welt schafft und trägt und behütet und zu dem die Welt am Ende wieder zurückkehrt, das sind nur die äußeren Aspekte von Ihm. Der wahre Krishna ist ein tiefes Mysterium.“

Mit seiner zarten und geisterfüllten Schrift schrieb Sadananda auf die Tafel in Devanagari-Zeichen die Silbe „krish“.

„Das Wort Krishna kommt von der Sanskritwurzel ‚krish‘“, erläuterte er. „Das heißt ‚anziehen‘. Es gibt nicht nur eine physische, es gibt auch eine geistige Gravitation. So wie die physische Sonne die Erde und die Planeten anzieht und um sich kreisen läßt, so zieht Krishna mit Seiner Liebeskraft und unbeschreiblichen Schönheit die Atmas aller Wesen an. Krishna ist ganz und gar Bewußtseinsfülle. Man nennt Ihn manchmal die geistige Sonne aller Bewußtseinswelt. Der Atma verhält sich zu Ihm, zu Gott, so wie der Sonnenstrahl zur Sonne.“

Sadananda blätterte in seinen Papieren. „Ich will Ihnen eine mittelalterliche Hymne an Krishna diktieren. Sie stammt von Jagadananda, einem vertrauten Freund und Schüler Chaitanyas:

„Ein Stäubchen geistigen Bewußtseins ist der Atma;
Krishna ist die Sonne aller geistigen Bewußtseinswelt.
Die von Ewigkeit her Krishna schauen, die lieben und dienen Ihm,
Wo von Krishna abgewandt das Gesicht, dort entsteht Wille zur Lust.
Maya, die in der Nähe ist, ergreift und umarmt ihn.
Wie der Geist verstört ist, wenn der Dämon Besitz ergreift,
Etwas ähnliches entsteht, wenn der Mensch in den Krallen der Maya ist.
,Ich bin ein Diener Krishnas‘, das hat er vergessen.
Ein Lohnsklave der Maya wird er und irrt endlos einher.
Manchmal Halbgott, manchmal Dämon, manchmal Herr, manchmal Knecht ...
In Gemeinschaft mit den Gottgeweihten erfährt
er die Wahrheit über sein eigenes Wesen.
Hat er das erfahren, so mag er die Wandelwelt nicht mehr.
Weinend ruft er: ‚O Krishna, ich bin doch Dein Diener.
Als ich Deine Füße ließ, da erntete ich Vernichtung von allem.‘

Wenn er auch nur einmal flehentlich ruft: ‚Krishna!‘
Dann schenkt Krishna ihm Gnade
und löst ihn los von der Bindung an die Wandelwelt.
Die Maya läßt er hinter sich und begehrt nach dem Dienste Krishnas.
Und erkennend, dienend erlangt er Krishnas Lotosfüße ...“

„Aber was ist die Maya?“ fragte Sprechmann wißbegierig. „Man hört so oft das Wort Maya, jetzt wieder. Das interessiert mich besonders. Wollen Sie uns nicht erklären, Herr Doktor, was die Maya ist?“

„Gern“, sagte Sadananda. „Ich werde Ihnen die Erklärung nach den Heiligen Schriften und der Anschauung der Bhaktas in der Nachfolge Krishna-Chaitanyas geben: Die unendliche Macht Gottes tritt in zwei Aspekten auf, anziehend und abstoßend, gleichsam zu Gottes Füßen hintragend und von Gottes Füßen forttreibend. Denken Sie an Zentripetal- und Zentrifugalkraft. Die nach Gottes Willen von Ihm fortstoßende und Ihn verhüllende Kraft ist die Maya.“

„Ich verstehe nicht: ‚Die nach Gottes Willen von Ihm fortstoßende und verhüllende Kraft ...‘“, murmelte Dr. Sprechmann.

Sadananda schrieb auf die Tafel die Silbe „ma“. „Das Wort Maya kommt von der Sanskritwurzel ‚ma‘“, erklärte er gelassen, doch ein mir wohlbekanntes heimliches Feuer sprach aus ihm. „‚Ma‘ heißt messen. Solange wir die Dinge rings um uns eigensüchtig messen und bewerten, sind wir der Kraft der Maya unterworfen. Die Maya, die uns Gott verhüllt, ist nach Gottes Ratschluß die Herrin des meßbaren Weltalls.“

„Ist das Weltall nicht Gottes?“ fragte ich. „Das Weltall der Maya ist ein Gnadenakt Gottes, damit auch jene Atmas, die nicht dienen und lieben, sondern die selbstsüchtig genießen und abmessen wollen, eine Stätte haben.“

„Also das Weltall ein Konzentrationslager Gottes?“ warf der Theologe bestürzt ein.

„Nein, eine Erziehungsanstalt“, versetzte der Freund ruhig. „Wenn wir merken, daß am Grund jedes eigensüchtigen Genusses Leid und Bitterkeit liegen, und wenn wir uns Gott wieder zuwenden, schmachten nach uneigennützigem Dienen, da wird Gott angerührt in Seinem Herzen, und zieht uns wieder zu Sich. Aber mit unseren Sinnen und unserem messenden Verstand können wir solches Geschehen nicht begreifen. Solange wir die Dinge in der Welt zum Objekt unseres Genusses erniedrigen, können wir weder die Welt noch Gott begreifen. Unserem Hirn, unserer Logik ist das eigentliche Dasein Gottes völlig unzugänglich.“

Sprechmann hob den Zeigefinger: „Leugnen Sie etwa einen logischen Gottesbeweis? Da müßte ich Einspruch erheben.“

Pastor Fuchs räusperte sich: „Ausnahmsweise bin ich diesmal im Einklang mit der Lehre der katholischen Kirche.“

„Der Mutterkirche“, sagte Pater Lader.

„Ist nicht unser Weltall mit seinen zahllosen Milchstraßen, die Millionen und Billionen Lichtjahre von uns entfernt sind, ist nicht jeder Wassertropfen ein Zeugnis für die Majestät Gottes!“ fuhr Dr. Fuchs mit nun volltönender Stimme fort. „Mein Standpunkt ist, je mehr wir mit den Errungenschaften unserer modernen Naturwissenschaften in diese Geheimnisse des Alls eindringen, desto näher dringen wir zu Gott.“

„Aber Gott lebt nicht nur in Seinem majestätischen Aspekt“, sagte Sadananda. „Gott ist nicht nur um der Welt willen da. Das haben auch einige europäische Mystiker gewußt. Gott hat auch Sein Eigenleben. Im Verhältnis zum Reiche Gottes ist das Weltall unserer Zeit und unseres Raums nur wie das Brackwasser am Rande des Meeres im Verhältnis zum unendlichen Meere selbst.“

„Sie sprachen vorhin nicht nur von einer von Gottes Füßen wegtreibenden Kraft, sondern auch von einer zu Gottes Füßen hintragenden Kraft?“ sagte Pater Zehner leise. „Nannten Sie diese Kraft nicht früher einmal Radha?“

Das blasse Gesicht Sadanandas erhellte sich. Es wurde stille in der Kammer. „Ja, Radha trägt die Seele zu Gottes Füßen hin. Niemand kann zu Gott gelangen, ohne Radhas gnädigen Blick, ohne daß Sie die liebende Seele trägt. Denn Radha ist die Urgestalt aller Gottesliebe.“

Sadananda schrieb auf die Tafel die Silbe „radh“. „Das Wort Radha kommt von ‚radh‘“, sagte er. „Die Sanskritwurzel ‚radh‘ heißt ‚liebend dienen‘. Liebendes Dienen ist nicht meßbar. Denn auch wenn sich Liebe in alle Ewigkeit steigert, hat sie kein Ende und keinen Grund. Und das unermeßliche Reich Gottes ist aus Liebe gewoben ...“

Pater Zehner nickte freudig.

Sadananda sprach weiter: „Im verborgenen Reiche Gottes erfreut Radha immerdar Krishna in unsäglichem liebenden Dienen. Und doch ist Sie eins mit Ihm; so wie das Licht des Feuers mit dem Feuer eins ist, so wie der Duft der Rose mit der Rose eins ist. Sie ist ja die Freudenkraft Gottes selbst. Nie verläßt Radha Gottes innerstes Reich. Aber ein Aspekt in Ihr ist gnadenvoll der Welt zugekehrt. Man nennt es in der christlichen Theologie den Heiligen Geist.“

Eilig glitten die Füllfedern der Jesuiten über das Papier.

„Ich glaube, für heute haben Sie reichlich genug“, sagte Sadananda und klappte sein Heft zu. Die Teilnehmer des Kurses verließen uns.

Sadananda beugte sich über den geöffneten Bücherkoffer und legte sorgfältig die benützten Papiere hinein. Still blickte er auf das Bild seines Guru.

„Ich weiß natürlich, daß es diesmal vergebens ist“, sagte er dann zögernd. „Wahrscheinlich gebe ich jetzt nur dem einen oder anderen meiner Zuhörer das Material in die Hand, damit er später einmal Gegenschriften, Bücher gegen den indischen Theismus verfassen kann.“ Seine Stimme wurde lebhafter. „Aber ich nötige sie doch, nun den Namen Krishna auszusprechen, den Namen Krishna zu hören. Und ich bin überzeugt, der Göttliche Name Krishna hat eine solche Kraft,

daß er ihnen im nächsten Erdenleben helfen wird, dem inneren Reiche Gottes näher zu kommen.“

Der Name Gottes

Von den Lippen Sadanandas ist mir eines Tages unversehens der Mantra des Namens Gottes entgegengeklungen. Es geschah damals, als das ganze Lager wieder einmal übersiedelte, mehr als tausend englische Meilen weit, von Baracken hinter Stacheldraht in Südindien zu neuerrichteten Baracken hinter Stacheldraht in Nordindien am Fuße des Himalaja. Wir waren bereits mehrere Tage und Nächte gefahren und sollten noch lange reisen, Massen von Internierten mit Sack und Pack, sorgfältig bewacht, in langen Eisenbahnzügen. Sadananda lehnte sich zum offenen Fenster hinaus und, scheinbar unser in dem alten Wagen dritter Klasse „Für indische Soldaten“ nicht achtend, sang er einen Mantra in den Wind, als die Sonne eben hinter der wie Gold glänzenden indischen Ebene unterging.

Die Worte waren mir bekannt, die Melodie war mir bekannt. Woher kannte ich sie nur? Wie eine Stimmgabel, die berührt und zum Ton erweckt wird durch einen verwandten Klang, schwang mein Herz sehnsüchtig mit.

Es war der gleiche wundersame Klang, der mir bereits einmal entgegengetönt hatte, als ich bald nach meiner Ankunft in Indien eines Abends neben Shri die zerbröckelten Stufen durch den blühenden Wald im Himalaja emporgeschritten war und auf der Terrasse des Pilgerhauses die Mönche gesungen hatten. Der Klang, das Geheimnis, das ich hinter dem Klange ahnte, hatten mich unwiderstehlich angezogen wie bisher nichts in meinem Leben. Ich war diesem Klange nachgewandert, ich hatte ihn überall vergebens gesucht und nun in einem durch Indien rollenden Gefangenenzug hatte ich ihn gefunden.

Die Nacht war hereingebrochen. Die gutmütigen indischen Soldaten, die uns bewachten, lehnten müde vornüber, die geladenen Gewehre zwischen den Knien. Die Kameraden spielten Karten. „Was haben sie vorhin gesungen?“ fragte ich.

Ein prüfender Blick Sadanandas glitt über mich, es war, als ob er meine Seele forschend betrachtete. „Das war der Mantra des Namens Gottes“, sagte er.

Draußen vor den Fenstern des Zuges wurde es immer dunkler. Der Freund gab mir seine Unterweisung.

„Die erste Offenbarung der Göttlichen Welt, die der Seele zuteil wird, ist Klang. Bevor man das Reich Gottes schaut, hört man es mit dem inneren Ohr. Denken Sie an den Logos, das Wort Gottes, aus welchem alles geworden ist. Der wirkliche Name Gottes ist eins mit Gott. Gott in Seiner Barmherzigkeit hat uns viele Seiner Namen offenbart, mehr äußere und mehr innere, in denen alle Seine Göttliche Macht mitenthalten ist.

Das Padmapurana sagt: „Der Name Gottes ist ewig rein, geistige Substanz (Cit), völlig frei von Materie (Maya), weil der Name Gottes von Gott nicht verschieden ist. Deshalb hat der Name Gottes leicht die Kraft, nicht nur alle Sünden abzuwaschen, sondern sogar den Knoten des Herzens zu lösen und Gottesliebe zu

schenken.

Wenn ein Mensch, der diese Gottesliebe besitzt, den Namen Gottes singt, so hat das die Kraft, einen schlafenden Atma aufzuwecken. Was da vor sich geht, nennt man Initiation. Der Erwecker des Atma ist der Guru. Durch das hingebungsvolle Lauschen, wenn ein Anderer den Namen singt, und durch das Selbersingen erfährt der Atma sein wahres Wesen, das erkennende, dienende Liebe zu Gott ist.“

Eintönig rollten die Räder auf den Schienen.

„Und Meditation, Yoga ... alle die anderen Wege zu Gott, von denen Shri sprach und die Bhagavadgita spricht und die Evangelien ...?“

„Es gibt viele Wege. Aber die Heiligen Schriften betonen, daß im Kaliyuga, dem Zeitalter der Zwietracht, diese Wege nicht zum Ziel führen können, weil der Mensch und die Umgebung zu unrein sind. Gottes Namen sind eine Ausnahme. Krishna-Chaitanya, der verborgene goldene Avatar des Kaliyugas, hat Gottes Namen wie kein anderer Avatar hervorgehoben und viele Male vor Seinen Schülern einen alten Vers aus dem Naradiya-Purana wiederholt: ‚Außer dem Namen Gottes, außer dem Namen Gottes, wahrlich außer dem Namen Gottes gibt es nirgendwo, gibt es nirgendwo, gibt es wahrlich nirgendwo eine Zuflucht im Kaliyuga!‘ “

„Sie dürfen natürlich nicht glauben“, fuhr Sadananda fort, „wenn irgendein Mensch sagt: ‚Krishna‘, so sei das schon der Name Gottes. Der irdische Klang des Namens, den Sie mit dem körperlichen Ohr auffassen, ist nur der Schatten des wirklichen Namens. Es heißt: ‚Der Name Krishnas und alles, was in diesem Namen wohnt, wird nicht aufgefaßt durch irdische Sinne. Aber wenn jemand, voll Sehnsucht zu dienen, sein Antlitz Krishna zuwendet, dann beginnt der Name sich von Selbst auf seiner Zunge zu offenbaren.‘ Doch sogar der Schatten des Gottesnamens vermag schon viel. Er hilft, das Herz wieder auf Gott hinzulenken. Das wäscht die Sünden ab. Wissen Sie, was Sünde ist, Vamandas? Unsere Sprache ist sehr tief sinnig in diesem Wort. Das Wort Sünde kommt von ‚sondern‘. Abgesondertsein von Gott ist die einzige Sünde, die es gibt.“

Die Lichter von Delhi näherten sich, endlose kasernenartige Häuserreihen, die Wohnstätten von Schreibern, von Kulis, von Fegern der vielen Ämter und Kanzleien der indischen Hauptstadt. In einem hellerleuchteten Salonwagen, der auf einem Nachbargleis langsam der großen Stadt zufuhr, saßen bloß zwei Personen, ein hoher englischer Beamter im Frack; wohl der Gouverneur einer Provinz, beleibt, verlebt und doch kraftvoll aussehend wie ein altrömischer Prokurator. Und in dem Fauteuil ihm gegenüber, dessen verblühte Gattin im Abendkleid, stark geschminkt, steil aufgerichtet. Die beiden in ihrer beklemmenden Einsamkeit waren anscheinend die einzigen Menschen in dem prunkvollen Wagen.

Unser Zug fuhr weiter; die große Stadt war schon wieder fern. Sadananda lag auf der Bank neben mir, kaum eine Armlänge entfernt, und schlief ruhig. Auf den mehrfach übereinandergeschichteten Holzpritschen über uns schliefen die

Kameraden. Nur die Wachen saßen aufrecht, die Gewehre zwischen den Knien. Das Fenster war geöffnet. Eine helle Mondnacht. Ich sah in das unbekannte Land hinaus, auf schwankende Palmwipfel, Schöpfbrunnen, Kraniche, Störche. Große wilde Pfauen tanzten im Mondlicht.

Der Name Gottes ... sann ich. So absonderlich und fremd, ja wahnwitzig dünkte mich alles zu sein, was der Freund mir vorhin anvertraut hatte. Und doch schien die monderleuchtete indische Nacht nur ein ganz dünner wehender Schleier zu sein, durch den das Geheimnis an mein Herz heranwogte.

Der Name Gottes, der Liebe erweckt ... ‚Ich habe ihnen Deinen Namen kundgetan und werde ihn ferner offenbaren, damit die Liebe, mit der Du mich geliebt hast, in ihnen sei und ich in ihnen‘. Diese Christusworte an Gott, die letzten, die heiligsten Worte Christi im Kreis seiner Jünger kamen mir entgegen aus der blauschimmernden indischen Nacht.

Erschütternd wie noch nie trafen mich weitere Worte des Göttlichen Heilands: „Wenn zwei oder mehr beisammen sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.“

Ich sah sie vor mir stehen, die Jünger auf dem Berge, als sie Jesus in ihrer Mitte fragten: „Wie sollen wir beten?“, und ich hörte seine Rede: „Vater unser, der Du bist im Himmel, geheiligt werde Dein Name ...“

Immer mehr Christusworte berührten mich in dieser Nacht, der ich doch gar nicht besonders bibelkundig bin. Zuletzt wurde mein ganzes Wesen durchströmt von der uralten Taufformel: „Ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“

Ich gedachte eines längst vergangenen Tages auf einer Insel im Ägäischen Meer, da ein griechisch-orthodoxer Pope in der Bücherei des Bergklosters von Patmos vor meiner Frau und mir die steifen riesigen Blätter einer Evangelienhandschrift aus frühchristlicher Zeit ausgebreitet hatte. Mit silberner Schrift war sie auf Purpur-pergament geschrieben, aber die Namen Gottes und Christi überleuchteten alle andere Schrift in spiegelndem Gold. Hatte das Urchristentum noch eine Ahnung von der Majestät der Gottesnamen besessen? Hatten seither die Priester, welche die Verkündigung von der Liebesmacht des Gottesnamens an den Altären sprachen, den innersten Gehalt dieser Worte vergessen? Mußte man erst nach Indien gehen, um das Geheimnis wiederzufinden?

Die Nacht blühte und duftete. Süß wehte der Duft der vollaufgeblühten Mangobäume herein zu den Schläfern in den nordwärts rollenden Zug. Mir war es, als ob ich hinausgetragen würde wie in einem Boot auf ein unübersehbares Meer der Göttlichen Liebe, wo bald jede Küste, jeder Erdenhorizont hinter den Wogen versank. Die Wogen der Göttlichen Liebe hoben sich immer höher auf.

Der Morgen graute. Sadananda saß halb aufgerichtet auf seiner Bank und spähte durchs offene Fenster. Ich berührte ihn mit der Hand. „Geben Sie mir die Initiation in den Gottesnamen“, bat ich. Wieder glitt der Blick des Freundes über mich, als

ob er prüfend meine Seele betrachtete. „Ich bin kein Guru“, sagte er dann. „Meine Aufgabe ist diesmal nur, Menschen zu den Füßen meines Guru zu führen. Aber ich hoffe, Sie werden den Guru finden und er wird Sie annehmen.“

Der Zug fuhr dröhnend über eine eiserne Brücke. In der Tiefe glänzte das Wasser eines Flusses grausilbern im ersten Morgenlicht. „Der Ganges“, sagte Sadananda. „Nicht weit von hier, bei Rishikesh, bricht er durch das Gebirge des Himalaja hindurch“. Wieder war ich vor dem Haus Shivas angelangt.

Unser Zug fuhr in eine Station ein und hielt. „Hardwar“ las ich. „Eine der uralten sieben heiligen Städte Indiens“, erläuterte der Freund. „Nun, Sie haben ja Sanskrit gelernt. Was heißt Hardwar?“ „O ja, das weiß ich. Hari-dvara, das bedeutet, Tor Haris, Tor Gottes.“

Dicht unter dem Bahndamm lagen die Kuppeln und weißen flachen Dächer von Tempeln und Lehrhäusern. Auf den Dächern spielten friedlich Rudel von Affen. Niemand tat ihnen etwas zu leide. Sie galten ja als die Helfer und Gefolgsleute des Affenministers Hanuman, der ein Gottgeweihter war.

Die Scharen der Affen hatten sich wie auf einen Befehl von den Kuppeln und Dächern und Brüstungen herabgeschwungen und liefen neben dem langen Zug, der wieder zu fahren begann und langsam die steile Spur durch den Wald emporkeuchte.

Erfreut über die unerwartete Unterhaltung lehnten sich die Internierten in allen Waggons aus den Fenstern hinaus, schrien Spottworte zu den Affen hinab und warfen diesen alles, was ihnen in die Hände kam, leere Zigarrenkistchen und blecherne Zigarettenschachteln und ausgekratzte Konservenbüchsen an die Köpfe, bis die Schar der Affen den Wettlauf mit den Menschen aufgab und wieder umkehrte.

„Ich habe die ganze Nacht über den Namen Gottes nachgedacht“, sagte ich.

Sadananda nickte fröhlich: „Ich weiß, wen einmal die Anziehungskraft Gottes ergriffen hat, den läßt sie nicht mehr los.“ Der Zug keuchte durch den einsamen Wald empor. „Es gibt eine alte Prophezeiung“, sagte der Freund, „daß die kommende universale Religion (yuga dharma) vom Singen des Namen Gottes leben wird, und daß es in Zukunft kein einziges Dorf auf der Erde geben wird, wo man nicht den Namen Gottes singen wird.“

Die Menschenziele

Grün und regenfeucht ragten Berge hinter den Palisaden auf, aber aller Glanz der indischen Landschaft schien wieder erloschen zu sein, als wir, unser Gepäck schleppend, durch die doppelten Stacheldrahttore des neuen Lagers geschritten waren. Die Menschen, die sich innerhalb des Stacheldrahtes zusammendrängten, waren die gleichen geblieben. Sie hatten alle ihre Begierden und ihre Trauer und all ihr Schicksal mit sich genommen. Von den vielen Füßen niedergetreten war bald der Grasboden in dem engen Geviert, glanzlos die Erde. Aber das innere Licht, das aus dem Gottesnamen kam, den Sadananda auf der Fahrt gesungen hatte, das war nicht erloschen.

In dem neuen Lager verloren Sadananda und ich unsere Plätze nebeneinander. Sadananda war ein Platz in einer Baracke im Süden bei den buddhistischen Mönchen angewiesen worden. Ich aber hatte das Glück, für eine kurze Zeit allein in einem Werkzeugschuppen im Norden, nahe dem Stacheldraht hausen zu dürfen. Es war eine Freundlichkeit des Lagerkommandanten, daß ich diese abgesonderte Schlafstelle bekam, um die ich viel beneidet wurde.

Zwar hatten die großen Fensteröffnungen dicht unter dem Dach kein Glas. Die Türe war zerbrochen. Zwischen Dach und Mauer flogen die Vögel ungehindert aus und ein. Gleich neben dem Schuppen befand sich die Kantine des Lagerflügels, wo bis tief in die Nacht selbstgebrautes Bier und selbstgebrannte Schnäpse ausgeschenkt wurden, wobei es nicht ohne Lärm abging. Aber es war doch eine beseligende Zeit. Ich konnte arbeiten. Mit großem Eifer half mir der Freund, die neue Bude einzurichten. Irgendwo auf einem Unrathaufen fanden wir eine beschädigte Tischplatte und anderswo zwei eiserne Tischständer, die zu wackelig waren, um in der Speisesaalbaracke noch verwendet zu werden. Für uns waren sie noch brauchbar. Wir breiteten ein blaues Leinentuch darüber, eine Schlafdecke, wie sie die indischen Wachtposten verwendeten. Nun sah der Schreibtisch ganz stattlich aus. Sadananda, der sehr geschickte Hände hatte, stand oben auf einem hohen Schemel, der auf unseren Tisch gestellt worden war. Ich hielt das schwankende Gerüst, daß es nicht zusammenbräche, und er nagelte alte Bettücher, die ich gefaltet und zusammengenäht hatte, über die breiten Öffnungen in der Nordmauer, damit der Wind vom Gebirge im Winter nicht völlig freien Zutritt habe.

Und dann saßen wir sehr zufrieden an dem Arbeitstisch inmitten des kahlen Raums einander gegenüber. Sadananda gab mir, niemals ermüdend, seine unausschöpfbare Unterweisung, obwohl er schon damals ständig von schweren Körperschmerzen gequält wurde. Wie eine auf beiden Seiten angezündete Fackel verbrannte er sich in seiner Arbeit und um mir ein wenig von den Schätzen der Göttlichen Liebe zu schenken, die er von seinem Guru empfangen hatte.

Gemeinsam mit Sadananda begann ich in dem Schuppen nochmals die zwölf

Teile des großen Werks Bhagavatam zu lesen, das ich schon im Hause Shris ein wenig kennengelernt hatte. „Wenn man mich auf einer wüsten Insel aussetzen und man mir erlauben würde, ein einziges Buch mitnehmen zu dürfen, dann würde ich von allen Büchern in der Welt gewiß das Bhagavatam wählen“, sagte der Freund lebhaft.

„Nicht die Bhagavadgita?“

„Die Bhagavadgita ist bei all ihrer Herrlichkeit doch nur ein Kurs für Anfänger. – Auf der Höhenlage, wo die Unterweisung der Gita aufhört, fängt das Bhagavatam an. – Es ist ein weiter Weg, Vamandas, den Sie zu wandern beginnen. Aber lassen Sie es sich nicht verdrießen. Wie oft hat mein Guru darüber geklagt, daß er keinen Menschen auf der Erde gefunden hat, der bereit war, seine ganze Kraft und Hingabe der Erforschung und Übersetzung und Erklärung des Bhagavatam zu widmen. Ich habe es begonnen. Seit Jahren arbeite ich daran. Aber meine Kraft reicht nicht aus. Wollen Sie mir helfen? Versuchen Sie zum Anfang wenigstens die Rahmengeschichte vom König Parikshit aus dem Buche Bhagavatam herauszulösen. Denn das Ringen dieses Königs um Recht und Gerechtigkeit steht dem Verständnis des Abendlandes am nächsten. Sie wissen doch, Parikshit ist der Enkel des Helden Arjuna aus der Bhagavadgita, dem sein Wagenlenker Krishna die Göttliche Unterweisung gibt.“

Während mein Tisch mit Sanskritwörterbüchern und anderen Hilfswerken bedeckt war, und ich langsam und mühsam arbeitete, begann die Geschichte von König Parikshit vor mir aufzublühen und das ganze Gefangenenlager zu umranken.

Pariksha ist ein Wort, das auch in den modernen indischen Sprachen, den Tochtersprachen des Sanskrit, häufig vorkommt. Pariksha bedeutet eine Prüfung, ein Examen. Das Abiturientenexamen zum Beispiel wird Pariksha genannt. Parikshit heißt „Der Geprüfte“, einer, der seine Reifeprüfung bestanden hat.

Der König Parikshit ist ein ewiger Spielgefährten Krishnas und spielt nur die Rolle eines Unwissenden, um uns Unterweisung zu geben, wie Narada früher tat. Als König Parikshit aufwuchs, war die Finsternis des Kaliyuga bereits über die Welt hereingebrochen. Er aber spannte seinen ganzen mächtigen Willen an, um diesem Zeitalter zum Trotz nochmals auf Erden das gebeugte Recht wiederherzustellen. In seinem goldenen Streitwagen fuhr er unermüdlich durch die Lande, um den Menschen dazu zu verhelfen, die drei Ziele zu erreichen, die der Veda als die drei Ziele des Erdenlebens hinstellt: Recht für jeden, Wohlstand für jeden und für jeden auch Erfüllung seiner Wünsche, Freude und Lust.

Ich legte das Buch beiseite. O das war eine höchst zeitgemäße Geschichte, so dachte ich, diese Erzählung vom König Parikshit, der die drei Menschenziele Dharma, Artha, Kama; Recht, Wohlstand, Lust allen Menschen auf der Erde zugänglich machen will. – Das sind ja noch immer die Ziele, denen auch heute noch alle die vielen hundert Millionen Menschen in der ganzen Welt keuchend

nachjagen. Und wohin war die Menschheit bei diesem Streben gekommen? – Ich schauderte.

Wieder zog ich das Buch Bhagavata zu mir und begann von neuem zu lesen und zu übersetzen. Ich mußte doch sehen, wie die Geschichte vom König Parikshit, dem Geprüften, weiterging.

Seltsame Dinge wurden da berichtet. Der König, der das lebende Recht überall auf Erden wiederherstellen wollte, kam an das Ufer eines Stroms, der hieß Sarasvati, Weisheitsstrom.

Es wird berichtet, daß Parikshit am Ufer des Stroms einer geheimnisvollen Gestalt begegnete. Er begegnete einem Wesen, das den Namen Kali führt. Kali bedeutet, der Dunkle. Dieser war der Machthaber des Kaliyuga, des dunklen Zeitalters der Zwietracht, in dem wir alle heute leben. Parikshit nahm Kali, den Dunklen, wahr im Bilde eines düsteren Mannes in Herrschertracht, der mit Fußstritten die Erde peinigete und das Recht verstümmelte.

Die Erde erschien in der Gestalt einer Kuh, deren Augen tränenüberströmt waren und die zu Parikshit um Hilfe flehte. Und das Recht erschien in Gestalt eines weißen Stiers, den der finstere Gewaltherrscher mit seinem eisernen Stabe wütend schlug. Dem Bösen war es bereits gelungen, mit den Schlägen seines eisernen Zepters drei Füße des Stieres zu lähmen. Der erste Fuß des weißen Stieres – des Rechtes – das war die Kraft des Richters, in der Meditation klar zu schauen. Diesen Fuß hatte der Dunkle schon gelähmt. Der zweite und dritte Fuß des Stiers, das waren die Herzensreinheit und die Barmherzigkeit des Richters. Auch diese Füße des Rechts waren von Kali schon gelähmt worden. Mit einem einzigen Fuß versuchte der Stier sich mühsam aufrecht zu erhalten, mit dem Fuße der Wahrheit. Ein schmerzliches Ringen um Wahrheit ist auch unserem finsternen Zeitalter noch verblieben.

Es wird erzählt, daß Parikshit seinen Bogen spannte und auf den Grausamen eindrang. Kali warf die angemäßte Herrschertracht ab. Er war ja gar kein wirklicher König; er war feig und ängstlich, er war ein Niedriggesinnter, ein Shudra. Er bat um Gnade, während er sich auf dem Boden wälzte und die Füße Parikshits umklammerte: „Wohin immer ich flüchte, werde ich deinen Bogen furchtbar über mir blitzen sehen“, stöhnte er. „O gewähre mir, wie jedem anderen Wesen auf Erden, eine Freistätte.“

„Sogar du sollst nicht vergebens um Schutz zu mir gefleht haben“, antwortete der König. „In Spielhäusern, in Hurenhäusern, in Schlachthäusern, in Branntweinschenken und in den Höhlen aller gierigen Herzen, die verknotet sind in der Gier nach Gold, magst du sicher wohnen. Das sollen deine fünf Freistätten sein.“

Bald nach dieser Szene jagte König Parikshit einmal in einem Wald. Tiere zu hetzen und zu jagen, wäre ein schweres Vergehen für einen Brahmanen gewesen; nach dem Recht der Kriegerkaste ist es ein erlaubtes ritterliches Spiel. Von der

langen Verfolgung des Wildes war der König müde und durstig geworden. Vergebens suchte er eine Quelle in dem ausgedorrten heißen Dickicht. Er fand keinen Tropfen Wasser. Von Durst gequält, kam er zur Laubhütte eines Einsiedlers und trat ein, auf einen Trunk hoffend.

Drinne im Dämmern der Hütte saß ein alter Mann mit gekreuzten Beinen, aufrecht, die Augen halb geschlossen, in tiefster Entrückung, kaum atmend.

Parikshit, dessen Zunge vom Durst rissig und ausgetrocknet war, bat: „Gib mir zu trinken.“

Der Alte antwortete nicht. Er bot dem König nicht eine Gastmatte und nicht einmal einen Platz auf dem Erdboden zum Sitzen an. Er bot ihm kein Wasser an, um seine bestaubten müden Füße zu waschen. Er bot ihm nicht zu trinken an. Er verletzte jede Pflicht des von König Parikshit auf der Erde wiederhergestellten Gebotes der Gastfreundschaft. Ein finsterner Gedanke durchhuschte wie eine Schlange des Königs Geist. Vielleicht täuscht dieser Alte bloß vor, in Meditation versunken zu sein, weil ich ihm lästig bin, weil er sich höher dünkt als ich und er, der Brahmane, mir, dem Krieger, nicht aufwarten will. Ein ihm bisher nie bekannt gewesener wilder Zorn stieg in ihm auf. Als er sich mit hartem Schritt umwandte, um zu gehen, sah er eine tote Schlange am Boden liegen. Mit der Spitze seines Bogens warf er den Leichnam der Schlange dem alten Mann um den Hals. Der Greis rührte sich nicht. Mit schweren Schritten verließ Parikshit die Hütte.

Als der junge Sohn des Brahmanen, ein schöner stolzer Knabe, von der Entehrung seines Vaters vernahm, war der Junge empört über die Verletzung des Gebotes der Ehrfurcht vor dem Brahmanen durch den Mann aus der Kriegerkaste. Wild rief er seinen Genossen zu: „O was für ein Unrecht herrscht in diesem finsternen Zeitalter bei den Gebietern der Erde. Wie Krähen sind sie fett geworden. Da der allmächtige Krishna nicht hier ist, um den Gesetzesverletzer zu züchtigen, werde ich ihn strafen. Sehet meine Macht!“

In heißem Zürnen sang der Knabe eine Beschwörung und sprach einen Fluch über König Parikshit aus: „Am siebenten Tage von heute an soll der Schlangenfürst auf mein Geheiß jenen töten, der das Gesetz gebrochen und meinen Vater besudelt hat.“ Dann lief er heim in die Hütte und als er seinen Vater sah, dem noch die tote Schlange um die Brust hing, weinte er laut vor Verzweiflung.

Der Weise hörte das Weinen seines Sohnes und sah die tote Schlange, die über seine Schulter hing. Er streifte sanft die Schlange ab und fragte: „Warum weinst du?“ Der Knabe erzählte. „Mein Kind, mein Kind, was hast du getan!“, klagte der Vater. „Ach, mein Kind, eine große Sünde hast du ahnungslos begangen. Eine schwere Strafe hast du wegen eines geringen Fehlers verhängt. Dieser edle König war sicherlich von Hunger, Durst, Erschöpfung gequält. Und du hast gewagt, den Herrscher zu richten, der nach Gottes Willen der Hüter der Gerechtigkeit auf Erden ist. O möge der allmächtige und allgegenwärtige Gott dir die Sünde vergeben, die du in deiner Unwissenheit an einem Gottgeweihten begangen hast.“

Parikshit wanderte unterdessen seinem Königsschlosse zu und bereute bitterlich. „Ach wie unfassbar niedrig habe ich mich diesem Heiligen gegenüber benommen. Furchtbares Übel wird mich deshalb gewiß überfallen. O möge es bald kommen und mit voller Kraft, daß meine Sünde getilgt werde, und daß ich so etwas nicht wieder tue.“

Während er derart sann, vernahm er von dem Todesfluch, den der Sohn des Brahmanen über ihn ausgesprochen hatte. Ohne einen Augenblick zu zögern, übergab König Parikshit die Herrschaft seinem Sohne. Er entsagte seinen Schätzen und seinem blühenden und geordneten Reich, das von keinem Feind bedroht war. Er verließ seine junge, schöne Frau. Er entsagte dieser Welt und tat ein Gelübde, die letzten sieben Tage seines Lebens zu fasten. Wie einen Haufen Asche empfand er alles, was ihm bisher so wichtig gewesen war. Jeden Gedanken an Gesetz streifte er ab. Er dachte nur an jenen, der hoch über Gesetz und Nichtgesetz ist, an den Göttlichen Grund der Welt. Parikshit setzte sich mit gekreuzten Beinen am Ufer des Gangesstroms hin und begann zu meditieren.

Da kam eine große Schar, heilige Weise mit ihren Schülern, zum Strome.

Tief beugte Parikshit sein Haupt vor den Rishis. Jeden von ihnen ehrte er gebührend. Und als sie alle ihre Sitze eingenommen hatten, stand er mit gefalteten Händen vor ihnen und sagte: „Ihr Weisen und du Gangesstrom, ihr alle sollt wissen, daß ich zu Gott meine Zuflucht nahm, daß mein Herz nur mehr Gott gehört. Möge mich doch die täuschende Schlange getrost beißen. – Ihr aber singet die Lieder des alldurchdringenden Gottes!“

„Wir wollen bei diesem Gottgeweihten verweilen“, sagten die Weisen, „bis er seinen Leib abwirft und jene Welt erlangt, wo es keine Täuschung mehr gibt.“

„Helft mir, die letzten Tage meines Lebens sinnvoll zu verbringen“, bat Parikshit. „Belehrt mich, was soll ein Sterbender tun, einer, der unmittelbar vor seinem Tode steht, wie der Mensch im allgemeinen?“

In diesem Augenblicke kam der junge Shuka, der Sohn des großen Vyasa, lächelnd des Wegs. Wunschlos wanderte er über die Erde. Keine Zeichen einer Kaste waren an ihm zu sehen, auch kein Mönchs- oder Büßergewand hatte er an. Nackt war er. Die Himmelswölbung war sein einziges Kleid. Von einem Schwarm von Kindern war er umgeben. Er glich einem Jüngling von sechzehn Jahren und einem Menschen, den die Welt verworfen hatte, aber die Weisen erkannten wohl seinen Glanz und erhoben sich ehrfürchtig von ihren Sitzen.

Parikshit beugte tief sein Haupt vor dem Gast, der als letzter kam und wies ihm einen erhabenen Sitz an. Dann warf sich der König vor Shuka nieder, der mitten unter den Weisen wie der Mond unter den Sternen strahlte, und er stellte flehend auch ihm die Frage: „Was soll ein Mensch tun, der unmittelbar vor dem Tode steht? Was soll er hören? Wessen soll er gedenken? Wen soll er verehren? Worüber soll er meditieren?“

„Die wesentlichste aller Fragen hast du gestellt“, sagte Shuka. „Der ganzen Welt

zum Heil wird deine Frage werden. Tausenderlei Fragen stellt der Mensch, tausenderlei Wissen strebt der Mensch an, der nichts vom Atma weiß. Und dazwischen schwindet sein Leben dahin, nachts im Schlaf und in vergänglichen Freuden, tags in Mühen um Vergängliches. Du aber hast eine Frage gestellt, die von den Kennern des Atma geliebt wird. Sie handelt von dem letzten Ziel.“

Nun erzählte Shuka dem König von der unvergänglichen innersten Natur des Wesen, dem Atma. Und er erzählte ihm vom Atma aller Atmas, von Gott. Er führte den Lauschenden zu immer höheren Aspekten Gottes, bis zu Mahavishnu, von dem Sadananda sagte, daß er jener ist, den die Christen in schauernder Ehrfurcht den Vater-Gott nennen. Von Mahavishnu heißt es in den indischen Heiligen Schriften, daß er einst durch seinen bloßen Blick die erste Schöpfung der Welt erreichte. Von ihm, von Mahavishnu sagt man: So wie durch offene Fenster sonnenbelebete Staubströme fluten, so fluten durch die Poren Mahavishnu die zahllosen Welt-systeme aus und ein. Wenn Mahavishnu ausatmet, entstehen die Welten, wenn er einatmet, vergehen die Welten. Aber nie ist ein Ende des Weltvergehens und Weltentstehens – denn nie hört Mahavishnu auf zu atmen.

Aber Mahavishnu ist nicht der letzte Göttliche Grund. Shuka führte seinen Schüler Parikshit durch den Ozean aller Ursachen, da wo jeder Erdenstaub und alles Schicksal abgewaschen wird und durch den Ozean des unendlichen Bewußt-seinslichts, das man Brahman nennt, und durch alle Reiche der Göttlichen Majestät bis in Gottes innerstes Reich der Lieblichkeit, da wo Krishna ewig mit den Seinen weilt.

Kein Schatten von Raum und Zeit und Gesetzesverkettung dringt dorthin in das innerste Reich, das ganz aus dienender Liebe gewoben ist, wo Krishna mit den Seinen weilt.

Sieben Tage erzählte Shuka dem Parikshit, der den Tod erwartete, von Krishna, von dessen Innenleben in dem verborgenen Reiche der dienenden Liebe; und von seinem Herabsteigen: von den Heilanden und Erlösern und Göttlichen Boten, die Krishna in alle Sphären des wahren Seins herabsendet.

„Der grimmige Hunger quält mich nicht mehr, obwohl ich schon längst aufgehört habe, Speise zu mir zu nehmen“, sagte Parikshit. „Ich fühle keinen Durst mehr, obgleich ich sogar dem Genuß des Wassers entsagt habe. Ich sehne mich nach nichts, als immer mehr von Krishna zu hören. Ich trinke den Nektar der Aussagen von Gott, der von deinem Munde tropft.“

Nach sieben Tagen zog Shuka weiter. Nackt schritt er dahin, tanzte er dahin und sang Gottes Preis. Kinder liefen mit ihm. Die „Stromjungfrauen“ (naginis), die im Wasser spielten, scheuten sich nicht vor dem Mann, obwohl er nackt war, nur von der Himmelswölbung umkleidet. Shuka in seiner heiligen Unschuld achtete ja nicht darauf, was Mann und was Weib war. Er sah nur die ewigen Seelen, die Atmas in allen Wesen.

Parikshit aber saß indessen lächelnd und lauschend am Gangesufer. Und als die

giftige Schlange dann wirklich kam und ihn biß, so daß sein Leib abfiel und in einem Augenblick zu Asche verbrannte, da merkte Parikshit es gar nicht, denn er selbst war ja längst in Gottes Reich. Er hatte nicht um Lösung von dem Todesfluche gebeten, er hatte nicht gebeten, leben zu dürfen, obwohl es Shuka ein leichtes gewesen wäre, ihn von dem Fluche zu befreien. Er bat nur unersättlich, immer mehr von Gott hören zu dürfen. Und so kam Krishna zu ihm in Gestalt des Fluches des Brahmanen und gab ihm dienende Gottesliebe, das kostbarste Kleinod, das es gibt.

Am nächsten Tag kam Sadananda wieder zu mir. Ganz unvermutet war er plötzlich da. Er liebte es nicht, Verabredungen zu treffen. Auch in dem Lager war er innerlich frei wie ein Vogel. „Nun, Vamandas“, rief er, „mir scheint gar, Sie haben gearbeitet. Haben Sie über die Menschenziele nachgedacht?“

„O ja, das habe ich. Nicht dharma, artha, kama, nicht Recht, Wohlstand und Lust sind die wahren Menschenziele, sondern Befreiung vom ewigen Kreislauf der Geburten und Tode, Mukti ist das Menschenziel. – Durch seine Liebe zu Krishna erlangte König Parikshit Befreiung und ging in das Göttliche Sein ein.“

Traurig sah mich Sadananda an. „Haben Sie es noch immer nicht verstanden, sind Sie noch immer in dem System von Shankaracharya gefangen, das Ihnen Shri beigebracht hat? Spüren Sie denn nicht, wie erschreckend es einem Bhakta erscheint, daß jemand angehalten wird, Gott zu lieben, so wie es Shankaracharya rät, als ein Mittel zum Zweck, um Befreiung zu erlangen? Und dann, wenn er das Wissen erlangt hat, wenn er aus eigener Erkenntnis weiß, daß er eins ist mit dem Brahman, dann soll er seine Liebe zu Gott auskühlen lassen, und stille werden. Dann kann er das Bild des persönlichen Gottes, das er nun nicht mehr benötigt, in den Fluß werfen, als eine letzte Illusion. Er ist ja das große Brahman selber.“

„Nicht Mukti oder Befreiung ist das letzte Ziel. Der wahre Bhakta, wie Parikshit einer ist, lacht darüber. Hier im Buche Bhagavatam wird gesagt: ‚Leicht gibt Gott Mukti, aber sehr selten gibt er Bhakti.‘ Spontane, motivlose Liebe zu Ihm, Gottesliebe um der Liebe willen, das ist das höchste Menschenziel.“

Dicht trat Sadananda an mich heran und sah mich mit blitzenden Augen an. Er packte mich bei beiden Schultern und rüttelte mich und rief mir einige Worte aus den Upanishaden zu, daß diese mich wie ein Blitz durchfuhren. Er rief: „Steh auf! Wach auf! und laß nicht ab, bis das Ziel erreicht ist. Svasti!“ – Schon war er verschwunden.

Aber noch immer durchfuhr mich der schmetternde Blitz der Liebe: als schälte er für einen Augenblick meine innerste Wesensgestalt von allen irdischen Hüllen frei. „Svasti! - das war der uralte indische Gruß und der bedeutete: sva-asti, das Selbst ist, der Atma ist, der Atma voller Kraft und Liebe ist.“

Strom der Gottesliebe

Ich saß in meinem Schuppen vor dem Tisch, der mit Papieren bedeckt war. Das Rauschen eines nahen Bergstroms, der das Gebirge des Himalaja durchbricht, scholl durch die Nacht. Ich dachte an den Strom der Gottesliebe, der unerschöpflich aus Gottes Reich quillt und, von den meisten unbemerkt, unsere Schattenwelt durchströmt.

Der erste Guru der Gottesliebe war Narayana, Gott in Seinem erhabenen, majestätischen Aspekt. Er gab die Initiation dem Welterschöpfer Brahma, der die Welt gestaltete nach Gottes Plan. Als ein Atma, für das Amt Brahmas geeignet, nach der langen Nacht, die Weltauflösung heißt, aus dem Schlafe zu neuem Leben erwachte – lange bevor unsere Welt gebildet war – da war es dunkel um ihn. Er wußte nicht, wo er sich befand. Er wußte nicht, daß er im Kelche eines Lotos war, dessen Stengel aus dem Nabel Vishnus wuchs. Finsternis breitete sich rings um ihn aus. Sorgenvoll erhob sich Brahma und wanderte aufwärts in dem Lotoskelch, tausend Jahre; er fand kein Ende. Sorgend kehrte er um und wanderte abwärts in dem Stengel des Lotos, tausende Jahre; er fand keinen Grund.

Ermattet und kummervoll setzte sich Brahma hin mit gekreuzten Beinen in Meditationshaltung. In dienender Ausrichtung nach Gott versuchte er die Erkenntnis seiner Bestimmung zu empfangen. Dann hat Narayana sich offenbart und ihm die vier Urstrophen des Bhagavatam und Unterweisung gegeben. Narayana zeigte ihm Sein Eigenes Reich und das Reich der Maya, und daß alles von Gott abhängt, der der Grund des Alls ist. Als der Bildner unser Welt später seinen schwierigen Auftrag ausführte war er – dank Gottes Gnade – trotzdem fähig, ununterbrochen Gott in seinen Gedanken zu tragen.

Viel später in seinem Leben wurde er sogar begnadigt, Krishna Selbst in Seinem Eigenen Reich von Ausgelassenheit und Lieblichkeit, Goloka, dienend zu schauen, das eine noch tiefere Wirklichkeit ist als das majestätische Reich Narayanas: Vaikuntha. Er sang einen Hymnus von der schicksalslosen Göttlichen Welt, wo nicht am Grunde jeder Lust Leid liegt, wo die Zeit nicht wie bei uns in jedem Augenblick schmerzlich in Vergangenheit und Zukunft zersplittert; sondern wo ewige Gegenwart west und wo alles aus dienender Liebe gewoben ist:

„Jedes Wort ist ein Lied, jeder Schritt ist Tanz.

Und die Flöte, die Freundin Krishnas, tönt an Seinem Mund.

Und Zeit, die hier so schnöde uns verläßt,

Eilt dort nicht fort für einen Augenblick.

Nur wenige Weise, die auf Erden wandeln,

Wissen von diesem Land.“

Brahma, der Schöpfer, gab später die Initiation in die Gottesliebe und die vier Urstrophen des Bhagavatam seinem Schüler und geistigen Sohne Narada.

Mein erster Lehrer Shri und auch Sadananda hatten mir oft von Narada erzählt. Dieser ist ja einer jener Bhaktas, die aus Barmherzigkeit zu den von Gott abgewandten unglücklichen Wesen immerdar, zu aller Zeit die Wandelwelt durchschweifen, um vielleicht doch irgendwo Seelen zu finden, die fähig sind, die Kraft zur dienenden, liebenden Hingabe an Krishna zu empfangen. Wie die Sonne ihren Himmelsbogen beschreibt über Gerechten und Ungerechten, so wandeln die Boten Gottes in Reinheit dahin und tragen, wohin sie auch kommen, den Glanz des Reiches Gottes, aus dem sie stammen, mit sich. Was kümmert es sie, ob ein Ort, den sie betreten, nach irdischen Begriffen einem Himmel oder einer Hölle gleicht. Sie steigen in Gefängnisse, in Irrenhäuser, in Konzentrationslager hinab. Niemand, kein Mörder, keine Dirne, kein Wahnsinniger, kein Kind im Mutterleib ist davon ausgeschlossen, Gottesliebe von ihnen zu empfangen und mit hineingenommen zu werden in den Kreis der Ewig-Beigesellten Gottes.

Auf seiner Wanderung kam Narada einstmals auch zu einer Einsiedelei hoch im Himalaja am Ufer eines Bergstromes. Dort nahe den Gangesquellen saß der weise Vyasa und blickte schwermütig in die tosenden Wellen, eine Rolle in Gottes Spiel spielend, um den Gottabgewandten Unterweisung zu geben.

Ehrfürchtig begrüßte Vyasa den Boten Gottes. „Warum bist du so traurig?“ fragte Narada.

„Ich verstehe es nicht“, antwortete Vyasa bekümmert.

„Bis jetzt habe ich das Gesetz und die verschiedene Religionsformen beschrieben. Es ist mir gelungen, die heiligen Veden zu ordnen; ich habe sogar das Mahabharata und die Gita geordnet. Die Essenz höchster Weisheit, die Upanishaden, habe ich in den Brahmasutras zusammengefaßt. Ich habe mein Leben lang meditiert und bin eins mit dem gestaltlosen Brahman geworden. Und doch – meine Seele hat keinen Frieden erlangt.“

„Du hast in deinen herrlichen Werken noch nicht von Gott wie Er für sich Selbst ist und der Religion, die sich direkt auf Gott Selbst bezieht, erzählt“, belehrte ihn Narada. „Du müßtest noch ein Werk empfangen und schreiben, das Gott Selbst und Sein Bhaktas erfreut, dann wirst du Frieden erhalten“. Voll Barmherzigkeit gab Narada Vyasa die Initiation in die Gottesliebe und schenkte ihm die vier Urstrophen des Bhagavatam, aus denen das große Werk Bhagavatam aufblüht.

Vyasa schaute Gott und Seine Verbindung mit der Maya und wie alle Welten der Maya in Ihm ihren Grund haben. Dann ordnete er die achtzehntausend Strophen, die nur von Gott wie Er Selber ist erzählen, und das Bhagavatam genannt werden.

„Die süßeste Frucht am Baume der Veden, Nektar der Unsterblichkeit, eine Frucht ohne Schale und Kerne“ – so wird das Werk genannt.

Vyasa sang seinem Sohne Shuka die zahlreichen Aussagen des Bhagavatam vor. Shuka, der seit seiner Kindheit im Reiche Gottes lebte, liebte diese Strophen, die vom Ruhme und der Liebe Gottes überströmten, zu singen. Und so gab er auch Parikshit, dem gerechten König, der, als Verfluchter den Tod erwartend, am Ufer des Ganges saß, das Geschenk der Gottesliebe.

Derart wurde in Indien die Einweihung in die Gottesliebe weitergegeben von Lehrer zu Schüler und deren Schülern, in ununterbrochener Folge durch die Jahrtausende. So wandelte die Offenbarung Gottes inmitten der Finsternis immerdar lebend durch die Zeit.

Als in den Jahren der Entdeckung Amerikas Krishna-Chaitanya, Gott als der vollendete Bhakta, auf die Erde niederstieg, da suchte auch dieser, der ehrwürdigen Tradition folgend, einen Guru auf.

Der Guru erkannte sofort das hohe Wesen des wie Gold strahlenden Jünglings, der ihm demütig nahte und gab dem herabgestiegenen Avatar voll Jubel die erbetene Einweihung. Und Chaitanya nahm ehrfürchtig Abschied und lief durch das Land und sang drei Tage lang freudetrunken eine Strophe aus dem Bhagavatam: „Auch ich, auch ich werde den furchtbaren Ozean der Wandelwelt durchschreiten und an das andere Ufer gelangen.“

Chaitanya brachte eine klare Vorstellung der scheinbar widersprechenden Aussagen der Heiligen Schriften auf die Erde herab. So floß in Indien der Strom der Gottesliebe wie Wasser des Lebens, verborgen und doch nicht verborgen, bis in unsere Tage, bis zu dem Einsiedler Gaura Kishora. Der nackte, bloß mit dem Schamtuch bekleidete Asket, gab nach langem Sichbittenlassen die Initiation dem Bhakti-Siddhanta Sarasvati, der in den Feldern der Astronomie und höhere Mathematik studiert hatte. Dieser gab die Einweihung weiter an einen Schüler, der aus Europa stammte und den er Sadananda nannte.

Als ich verzweifelt in dem von Lärm und Streit erfüllten Internierungslager in Indien saß, kam Sadananda. Und in seiner Barmherzigkeit gab er einen Tropfen der Gottesliebe sogar mir.

Der Schweinekoben

Odysseus bei Kirke

„ ... Schuf ihn die Göttin Athene,
die Tochter des himmlischen Vaters,
Noch weit größer und voller zu schaun.
Es fiel ihm in Ringeln
Dunkel vom Haupte das Haar,
hyazinthenen Blüten vergleichbar.“

Odyssee VI, 229 ff.

„ ... Sprachs und rührte ihn an
mit dem Zauberstabe, Athena,
Ließ ihm verdorren das blühende Fleisch
der gelenkigen Glieder
Und vertilgte vom Haupt sein blondes Gelock
und zog ihm rings über sämtliche Glieder
die runzlichte Haut eines Alten.“

Odyssee, XIII, 427 ff.

„ ... Sprachs und berührte den Herrn
mit dem goldenen Stab, Athene.
Über die Schultern gab sie zunächst
ein neues Gewand ihm,
Saubergewaschen und schön,
und schuf ihn strack und gewaltig.
Bräunlich wurde die Haut
und rund die glänzende Wange;
Und überm Kinn der Bart
ward voll und dunkel zu schauen.“

Odyssee, XVI, 172 ff.

Noch vor der Übersiedlung hatte ich einen Traum, der mich viel beschäftigte. Ich lag im Dunkel, wie schon so viele Male vorher, in der Reihe der Schläfer in der Gefangenenbaracke. Dicht neben mir stöhnten die Schlafenden. Mühsam suchte ich mich der trostvollen Worte aus der Sanskrithymne zu erinnern, die mir mein Freund einmal diktiert hatte. Seine Worte tönnten in mir nach:

„Es wird aufgelöst der Knoten des Herzens.
(Der Knoten in der Gestalt der Auffassung von ‚Ich‘ und ‚Mein‘,
der den Atma bindet.)
Es werden aufgelöst alle Unklarheiten,
und die Karmas,
wenn in dem Atma Gott direkt gesehen wird.“

Was ist der Atma? sann ich wieder. „So wie ein Mensch zerschlissene Kleider ablegt und andere, neue Kleider dafür anzieht, so wirft die Seele die zerschlissenen Leiber ab und tritt in einen neuen Körper ein.“ So sang die Bhagavadgita. „Diesen Atma schneiden die Schwerter nicht, diesen Atma brennt das Feuer nicht, diesen Atma netzt das Wasser nicht, der Wind trocknet ihn nicht aus ... unzerstörbar ist er, unausdenkbar ... ewig.“

Röchelnd wälzten sich meine Nachbarn im Schlaf hin und her, daß die verwanzten Holzpritschen krachten. Manchmal erfüllte ein lautes Stöhnen den Raum der finsternen Baracke, als ob ein Alp auf den Schläfern läge.

Dann mußte ich doch wohl eingeschlafen sein. Im Traum wanderte ich durch weite Länder und spähte neugierig in Höhlen der Erde hinein, in denen wilde Tiere mich anfielen. Ich lief durch Nacht. Immer schmaler wurde der Pfad, der steil hinaufführte zwischen Abgrund und Felswand. Meeresflut hob sich unter mir. Ich schritt durch Luft. Unter mir waren ungeheure glasklare Wellen. Ich stürzte und schrie im Sturz.

Aus großer Tiefe und Ferne hörte ich die Stimme meiner Frau: „Das tust du ja alles nur mutwillig, Odysseus!“

Vom Nachklang des Wortes Odysseus erwachte ich. Den Rest der Nacht lag ich wach und grübelte: Odysseus? Ich muß mehr über Odysseus wissen!

Am nächsten Tag gelang es mir, im Lager ein abgegriffenes Exemplar einer Übersetzung von Homers Odyssee ausfindig zu machen. Staunend, als ob er mir zum ersten Mal vorläge, las ich den wohlbekannten Text, der mir in meiner Knabenzeit so nah gewesen war, daß ich damals geglaubt hatte, ich sei im Griechenlager vor Troja und im Zelt des Odysseus mit dabei gewesen.

Mit klopfendem Herzen las ich vom Gestaltenwandel des Odysseus, dessen Haar blond und dann wieder hyazinthendunkel war, der kahlköpfig und dann wieder mit Locken bedeckt war, der alt war, jung wurde, wieder alt, wieder jung, dessen Leib aufblühte, schrumpfte, abermals aufblühte, der von Schiffbruch zu Schiffbruch getrieben wurde, bis in die Totenwelt hinab – und wieder empor ins Licht; Odysseus, der immer wieder andere Kleider trug, Kleider eines Königs, eines Bettlers, wieder eines Königs – den immer wieder andere Leiber umhüllten, vom Zauberstab der Göttin berührt.

Ich sann: Waren die vielen Geschichten, derenthalben man ihn einen Lügner schalt, die vielen Lebensläufe, die Odysseus unermüdlich aus seiner Vergangenheit

berichtete, vielleicht alle wahr? War er nicht nur in Ithaka geboren? War er auch in Kreta geboren und an vielen anderen Orten? Gleichermaßen, wie die Bhagavadgita es ausspricht: „So wie ein Mensch zerschlissene Kleider ablegt und andere neue Kleider dafür anzieht, so wirft die Seele die zerschlissenen Leiber ab und tritt in einen neuen Körper ein.“

War nicht ich, war nicht jede Seele auf Erden gleich Odysseus, ein Wanderer von Leben zu Leben?

Ich las bis zum Schluß, aber selbst auf den letzten Seiten des Buches war die Wanderung des Odysseus noch immer nicht zu Ende. Ihm war bestimmt, auch in Zukunft wieder weiterzuwandern, in ein sagenhaftes fernes Land, wo die Sturmese-macht des wilden Meers der Leidenschaften nicht mehr hindrang. – Aber ob er auch hingelangt war in das Land des unendlichen Göttlichen Friedens, das die Hindus Shanti nennen, davon berichtete Homer nichts.

Die Buchstaben des letzten Kapitels der Odyssee verschwammen vor meinen Augen. Da ich im Freien las, am Rand des Lagersportplatzes, hatte ich eine dunkle Sonnenbrille anlegen müssen, um in dem blendenden indischen Lichte lesen zu können. Nun hatte sich die rauchschwarze Brille wie mit Feuchtigkeit von innen gänzlich beschlagen. Ich nahm die Brille ab. Vor mir erhob sich eine hohe Wand aus verknäueltem Stacheldraht, dahinter eine zweite hohe Stacheldrahtwand. O nein, Odysseus war noch nicht in das Land Shanti, in das Reich des Göttlichen Friedens gelangt.

In dem Gang zwischen den Eisendornenwänden schritten die Posten, die unser Lager bewachten mit aufgepflanztem Bajonett unablässig auf und ab. Hinter mir war Lärm und Geschrei. Ein Fußballwettbewerb der Gefangenen war eben im Gang. Jemand schlug mir mit der Faust zwischen die Schultern: „Mensch, warum sitzen Sie so unbeteiligt da!“ rief entrüstet ein Kamerad. „Wie kann man einem solchen Spiel nur den Rücken zukehren! Mensch, bedenken Sie! Ostbaracken gegen Westbaracken! Semifinale!“ Kopfschüttelnd, als ob er an meinem Verstande zweifelte, wandte er sich ab.

Heiter kam Sadananda am Rand des Fußballfeldes daher. Hell leuchtete sein von ihm selbst gefärbtes orangenes Mönchsgewand und sein schmales elfenbeinfarbenes Gesicht und sein kahlrasierter Schädel. „Kommen Sie, Vamandas“, rief mich der Freund lächelnd bei meinem indischen Namen. „Dieses Spiel ist bald zu Ende. Wir wollen noch ein wenig spazierengehen.“

Langsam schritten wir beide zu Seiten der Stacheldrahtwand. Einen Augenblick lang nahm mich Sadananda bei der Hand: „Ich sehe, Ihre Seele, Ihr Atma, rüttelt in Ihnen. – Haben Sie sich die Strophe aus dem Bhagavat-Purana gemerkt, die ich Ihnen diktiert habe?“ Nachdenklich wiederholte ich auf Sanskrit:

„Es wird aufgelöst der Knoten des Herzens.

(Der Knoten in der Gestalt der Auffassung von ‚Ich‘ und ‚Mein‘,

der den Atma bindet.)
Es werden aufgelöst alle Unklarheiten,
und die Karmas,
wenn in dem Atma Gott direkt gesehen wird.“

Zustimmend nickte mein Begleiter und blickte mich an. „Sie werden es schon schaffen. Nur der Rhythmus muß noch besser werden. Und es ist noch nicht viel damit getan, daß man vom Atma bloß träumt, man muß wach darin leben, man muß vollkommen in seiner wahren Gestalt gegründet sein.“ Schreitend, fast im Tanzschritt, sang Sadananda nochmals die Sanskritstrophe. Schrilles Pfeifen rief zur abendlichen Essensausgabe. Wir schloßen uns den vielen Kameraden an, die hastig mit ihren Blechtellern zur Küche eilten.

Einmal feierten Sadananda und ich in dem Schuppen ein Fest. Mit untergeschlagenen Beinen saßen wir nebeneinander auf dem reingefegten Boden und sangen die fast tausend Jahre alten Sanskritstrophen an Krishna, den verborgenen Gott, der immer wieder die großen Heilande, die Avatare, zur Erde hinabsendet:

„Siegen möge Krishna, der in der Urzeit als Fisch-Avatar niederstieg und die Heiligen Schriften der Offenbarung heil durch die Wasserfluten trug. Siegen möge Krishna, der als Geistlöwe Narasinha niederstieg ... Siegen möge Krishna, der als Knabe Vaman niederstieg ... der als König Rama niederstieg ... der als Buddha niederstieg ... Siegen möge Krishna, der auch in Zukunft niedersteigen wird.“

Wir sangen auch eine Hymne an den verborgenen Avatar unseres eigenen disharmonischen Zeitalters, Krishna-Chaitanya. Diese Hymne prangt nicht im goldgerüsteten Sanskrit, sondern sie ist in der lebenden, überaus melodischen Bengalisprache gedichtet und einfach wie ein Volkslied. Wir klatschten mit den Händen den Takt und sangen:

„Sing den Namen Gottes,
sing den Namen Gottes,
sing den Namen Gottes, o mein Bruder!
Den Namen Gottes hat er
zu uns herabgebracht,
Chaitanya, der Goldene.
Unser Leid hat er gesehen.
Außer dem Namen Gottes
gibt es keinen Reichtum irgendwo ... “

Zuletzt sangen wir auch eine Strophe, die von Krishna-Chaitanya selbst herrührt. Mein Freund, der sonst so sorgsam darauf bedacht war, das, was sein Herz bewegte, vor der Menge zu verbergen, sang diesmal laut jubelnd, unbekümmert,

daß man draußen jeden Ton vernehmen konnte:

„Nicht Reichtum und nicht edlen Stand,
Nicht schöne Frau und nicht Dichterkraft,
O Herr der Welt, begehre ich.
Doch von Geburt zu Geburt gib das eine mir,
Grundlos aus dem Herzen
überströmende Liebe,
O mein Gott, zu Dir!“

Eine fette Stimme, voller Dünkel und Überheblichkeit, machte sich von der nahen Lagerschenke her gröhrend bemerkbar. Voll Wut kam die Stimme näher. Ein schwerer Leib stieß zornig an die Tür unseres Schuppens an und jemand brüllte: „Diese Scheißkerle! Diese verdammten Nigger mit ihrer Schweinereigion! Man soll sie prügeln und prügeln bis sie krepieren!“ Schimpfend und fluchend zog er weiter und erfüllte das Lager mit seinem Geschrei.

Am nächsten Tag hatte dieser Mann, der gute Beziehungen zu einigen Unteroffizieren der Wachmannschaft besaß, es durchgesetzt, daß ihm von der Lagerbehörde der Auftrag erteilt wurde, als Partner in meinen Schuppen einzuziehen. Mit seinen Kisten und Bündeln rückte er schnaufend an. Seine alten Hosen hingen nun an den Wänden. Sein Gurtbett und darunter seine verstaubten genagelten Stiefel standen in dem Winkel, wo mein Freund früher meditiert, gesungen und mir seine Unterweisung gegeben hatte. Unser gemeinsamer Arbeitstisch, den wir uns mit so viel Mühe verschafft hatten, war nun hauptsächlich Tümpelbaums Tisch. Nicht mehr Sadananda, sondern Tümpelbaum saß mir an diesem Tisch gegenüber. Wenn ich von der Arbeit aufsaß, blickte ich in seine spähenden entzündeten Augen. „Sperren Sie alle Ihre Sachen ab“, mahnte Sadananda. „Wenn Sie nicht zu Hause sind, wird Tümpelbaum wahrscheinlich Ihren Koffer durchsuchen.“ Als ich meinem neuen Hausgenossen das erstemal nicht in allem nachgab, stellte er sich breitbeinig dicht vor mich hin, daß ich jede Einzelheit in seinem fleischigen rohen Gesichte deutlich sehen konnte, den wulstigen Mund mit der hängenden Unterlippe, der durch eine Lähmung schräg gestellt immer wie zu einem höhnischen Grinsen verzerrt schien, und ich spürte seinen warmen nach Alkohol duftenden Atem. Er und ich waren uneins geworden, weil er meinem Freund das Haus verbieten wollte. „Merken Sie sich“, schrie er, „merken Sie sich ein für allemal, dieser Nigger wird meine Wohnung nicht mehr betreten! Sie werden bald wahrnehmen, wer in diesem Raum der Herr ist. Wissen Sie, wer Sie sind ... Sie, Sie, Sie ... Sie sind ein Heide! Ich aber – ich bin ein Christ!“

„Sie wissen ja gar nicht, was Religion, was Christentum ist.“

„Ich weiß nicht, was Religion, was Christentum ist?“ Tümpelbaum jappete nach Luft. Gurgelnd vor Zorn setzte er sich hin.

„Sie dürfen sich nicht unterkriegen lassen“, ermutigte mich Sadananda. „Sie müssen es schaffen. Es muß Ihnen gelingen, auch in Gegenwart dieses Menschen ungestört zu arbeiten.“

„Das ist kein Mensch“, rief ich verzweifelt. „Er ist wie ein überall schnüffelnder Hund. Sie haben niemals eine Nacht neben ihm zugebracht. Der ganze Raum ist nicht nur erfüllt von den Ausdünstungen und Geräuschen, die sein Leib von sich gibt, der Raum ist erfüllt von den Bildern seiner unreinen Sexualvorstellungen, in denen dieser Mann ständig lebt.“

„Tümpelbaum ist kein Hund, er ist ein Schwein“, bemerkte Sadananda trocken und sachlich. „Aber Sie müssen es schaffen. – Hängen Sie eine Decke vor Ihr Bett, daß seine Ausstrahlung Sie nicht so unmittelbar trifft.“

In dem Schuppen war es dunkel. Tümpelbaum lag auf dem Rücken und schlief mit offenem Mund, schwer röchelnd. Er muß einen Polypen in seiner fleischigen Nase haben, überlegte ich. Er soll sich doch im Lagerspital den Polypen aus seinem Rüssel herauschneiden lassen! In rauhen Stößen fuhr Tümpelbaums Atem wie Sturm übers Meer. Ich lag zwischen Traum und Wachen und war nicht mehr in Indien. Mich umgab wieder die winddurchwehte Meereswelt der Odyssee, der uralten Dichtung des griechischen Sehers.

Während Tümpelbaums Schnarchen wie das Grunzen eines Schweines klang, ging ich im Halbtraum durch den modrigen Wald von Homers Zauberinsel Aiaie. Mich umfing ein Wald des immerwährenden Grünens und wieder Welkens. Verwesendes Laub bedeckte in dicken Schichten den verborgenen Grund. Ich wußte, das war der Wald, den die Inder Samsara oder die Wandelwelt nennen. An verzauberten Tieren vorbei, die mich kummervoll anblickten, wanderte ich den verlorenen Gefährten nach, welche die Zauberin Kirke in grunzende Schweine verwandelt hatte.

Hochgewachsen und schlank, auf leichten Sohlen, fast im Tanzschritt, kam mir der Götterbote Hermes entgegen. Mitleidig nahm er mich bei der Hand:

„Gehst du Unseliger
wieder allein durch Schluchten und Berge,
der du den Pfad nicht weißt;
und drinnen im Hause der Kirke
liegen dir deine Gesellen versperrt im Koben,
als Schweine?
Denkst du vielleicht,
du kämst und könntest sie lösen? ...“

Hermes deutete auf die Erde, in die Tiefen des verwesenden Laubs, das den Boden überhäufte:

„Komm, so will ich dich retten
und will dich lösen vom Übel,
nimm dies Kraut
und wandre getrost zum Hause der Kirke,
wacker ist's und wehrt dir vom Haupt
den Tag des Verderbens ...

Schwarz ist die Wurzel des Krauts,
milchweiß die Blume zu schauen.
Moly, so nennen's die Götter.
Ein sterblicher Mann wird's schwerlich
je ergraben und finden ...“

Jetzt erst erkannte ich den Götterboten, der zu mir sprach. Er trug ein orangenes, indisches Mönchsgewand. Es war mein Freund Sadananda.

„Vamandas“, fragte er, „weißt du, wie das Kraut Moly auf Sanskrit heißt?“

„Moly ... , das ist gewiß dasselbe wie das Sanskritwort mula, und das bedeutet Wurzel, Ursprung, Grund.“

Sadananda nickte zustimmend. „Und wer ist die Wurzel, der Ursprung, der Grund von allem?“

„Gott“ antwortete ich, ohne zu zögern.

„Und die lichte Blume?“

„Das ist natürlich die Weltenblume, die aus dem verborgenen Göttlichen Grund wächst.“

„Vergiß das nie, vergiß es keinen Augenblick, daß Krishna, der verborgene Gott, die Wurzel von allem in der Welt ist; dann kann dir die Zauberin Maya nichts anhaben.“

Auf leichten Sohlen war er entschwunden und ich wanderte weiter, dem Hause tief im Walde zu, das lieblich tönnte von Gesang und schütterte, weil darin die Zauberin den mächtigen Webstuhl trat und die lichten Hüllen der Welt webte.

O, wie ich heimlich lachte, als Kirke mir holdselig die schimmernde Tür öffnete und mich zum Mahle einlud und verstohlen das Gift „Sinnenwelt“ in den Wein mischte. Ich gedachte der Wurzel „Göttlicher Weltengrund“ und trank getrost.

Lachend schlug mich die schöne Verführerin mit dem Stecken und befahl höhnisch:

„Auf, zum Koben auch du,
und lieg bei deinen Gesellen.“

Aber wer die Wurzel Moly besitzt, den vermag das Gift „Sinnenwelt“ nicht zu verblenden. Kirke schrie entsetzt:

„Staunen erfaßt mich,
weil du trankst und stundest dem Zauber.
Niemals, nie hat einer
dergleichen Gifte bestanden,
wenn er sie trank
und es trat ihm ein wenig hinter die Lippen.
Dir aber wohnt in der Brust
ein unzerstörbares Herze.“

Ich jubelte: „Freilich ist mein Herz unzerstörbar. Ein ewiger Atma ist ja mein innerstes Herz.“

Tief blickte ich in die Augen der schönen Zauberin Maya und sie entschleierte sich vor mir. Ich erkannte sie und sie erkannte mich, den Atma. Ich lag in ihrem herrlichen Bett, doch sie vermochte mir nichts anzuhaben. So verging die Nacht. Strophen aus der Odyssee umgaukelten mich:

„Aber die Göttin
bekleidete sich mit lichten Gewändern,
leicht und lieblich zu schaun,
und legte den güldnen,
prächtigen Gurt um die Hüften
und hüllte das Haupt mit dem Schleier.“

Die irdischen Farben glänzten auf. Mit gedunsenem Gesicht und schräg aufgerissenem Mund schnarchte Tümpelbaum im Morgenlicht. Hatte ich bloß geträumt, daß ich entzaubert war? Staken wir noch immer in dem Schweinekoben? Mußten Tümpelbaum und ich und alle meine Gefährten erst in wahre Menschen verwandelt werden? Durch das offene Fenster drang das Pfeifen der übernachtigten Soldaten, die in dem Stacheldrahtgang ununterbrochen das Lager umschritten und die sorgsam darüber wachen mußten, daß wir, die anderen Verzauberten, aus unseren verschiedenen Koben nicht entweichen.

An diesem Tage brach in einem benachbarten Lagerflügel, bei den italienischen Faschisten, ein Brand aus. Das Strohdach einer großen Baracke brannte mit hoher Flamme nieder. Hingerissen von dem Anblick, stand Tümpelbaum dicht am Stacheldraht und blickte in das Feuer hinein und in das Getümmel der Gefangenen, die ihre kärglichen Habseligkeiten retten wollten. „Nur ein netter frischer Ostwind ist noch nötig“, rief er heiter, „dann brennt hoffentlich das ganze Lager nieder, alles, alles!“ Er breitete die Arme aus, als ob er den Brand einer ganzen Welt umarmen wollte.

Das Feuer schien Tümpelbaums Selbstbewußtsein sehr gestärkt zu haben. Auf-

geräumt begann er mir in unserem Schuppen zu erklären, was er von der Welt hielte und wie er reinen Tisch machen würde. Nichts als Korruption gäbe es, bei den Alliierten, ebenso wie bei den Achsenmächten. Er wütete gegen die Nazis und gegen die Faschisten, in deren Lagerflügel es eben gebrannt hatte. Er wütete auch gegen die Kameraden, die Antinazis, die in der gleichen Stacheldrahttür wie er selbst hausten und die gar keine richtigen Antinazis wären. Er goß seinen Hohn aus über die christlichen Priester, die internierten Missionare. Er spöttelte über die Juden und die wenigen deutschen und italienischen Buddhisten im Lager. Nur er selbst blieb übrig in einsamer Glorie. Dann malte er voll Genuß aus, sich die dicken Lippen leckend, wie nach beendetem siegreichem Krieg seine Gegner ihre Strafe finden würden. „Glühendes Blei in den Mund gießen! Schinden bei lebendigem Leib! Hängen! ... Auch Sie, Sie Lump, werden hängen!“ prophezeite er mir befriedigt.

„Ach du, armer Kerl, bist eine verzauberte Seele, ein verzauberter Atma“, dachte ich. „Ich darf es nur nicht wieder vergessen. Ich muß den Atma in dir sehen.“

Verärgert über mein Schweigen, kramte Tümpelbaum in einer seiner Kisten. Er suchte polternd nach einem Werkzeug, er fand es nicht. Eine eingerahmte Photographie, das Bild eines kleinen Jungen, geriet ihm in die Hand. Lange betrachtete er das Bild und befestigte es dann sorgfältig mit einem Nagel an der Wand neben seinem Bett. „Mein Kind, mein kleiner Sohn, er ist mit drei Jahren gestorben“, sagte Tümpelbaum, als er meinen teilnehmenden Blick merkte. Unvermittelt begann er aus seinem Leben zu erzählen, von den zusammengebrochenen Hoffnungen seiner Jugend in Norddeutschland, von den vielen Berufen, die er in Siam und China und anderen Ländern des Ostens ausgeübt hatte, als Polizist, als Techniker, als Lehrer an einer chinesischen Schule. Er erzählte von der Frau, welche die Mutter des verstorbenen Jungen war. – Auch er hatte ein Kind gehabt, auch er hatte eine Frau geliebt. – Er wußte nichts von ihr. Sie war eine amerikanische Krankenschwester auf den Philippinen, die jetzt bei den Japanern gefangen war.

Von dieser Stunde an war das Benehmen meines Stubengenossen zu mir verändert. „Guten Morgen“, begrüßte er mich wohlwollend lärmend, jedesmal wenn er aufwachte. An einem Festtag legte er mir zu meinem Staunen einige Rasierklingen auf den Tisch und bat mich, das kleine Geschenk anzunehmen. Die Klingen waren eine Kostbarkeit im Lager.

Auch Sadananda gegenüber befließigte er sich fortan einer großen Höflichkeit, wenn der Freund nun wieder zu mir kam und mir in gedämpftem Ton seine Unterweisung gab. Aber Tümpelbaum war befangen in Anwesenheit des indischen Mönches; meistens verließ er rasch den Schuppen und ließ uns allein. Seine betonte Höflichkeit stammte wohl auch nicht ganz aus seinem Herzen.

„Sie haben Besuch versäumt, der Herr Doktor war hier“, teilte er mir einmal mit. Sadananda war in meiner Abwesenheit gekommen, um ein Sanskritwerk zu holen,

das er mir geborgt hatte und für ein paar Stunden selber benötigte. Triumphierend verfolgte Tümpelbaum wie ich unter den Schriften auf meinem Teil des Tisches danach suchte. „Aha, fehlt Ihnen etwas? Vielleicht ein Buch?“ kicherte er. „Haha, der Herr Doktor hat etwas mitgehen lassen. Sie müssen Ihren Freunden besser auf die Finger schauen.“

Die milchweiße Göttin

Die Lagerbehörde hatte uns in späteren Jahren erlaubt, an bestimmten Tagen sogenannte Parolenausflüge zu machen. Wir hatten vorher ein schriftliches Gelöbnis zu leisten, zur festgesetzten Stunde pünktlich ins Lager zurückzukehren und keine Verbindung mit Indern zu suchen. Für Verletzung des Gelöbnisses waren langjährige schwere Kerkerstrafen angedroht.

„Gehen Sie hinaus in den Wald und singen Sie den Namen Gottes“, sagte Sadananda. „Auch wenn Sie bisher noch nicht die Initiation in den Gottesnamen empfangen haben, können Sie singen. Sie wissen so viele Namen Gottes vom Lesen des Bhagavatam und anderer Schriften. Singen Sie diese Namen mit all Ihrer Sehnsucht, einstmals wirklich fähig zu werden, Gott in Seinem Eigenen Reich in vertraulicher liebender Hingabe zu dienen. Singen Sie: Krishna! Krishna! Krishna! Die Vibrationen Ihres Singens werden anrühren an die schlafbefangenen Atmas der Steine, Blumen, Vögel, Tiere auf Ihrem Weg und deren Seelen werden aufwachen für einen Augenblick und sich erinnern, daß es ihre wahre Natur ist, Gott in alle Ewigkeit zu lieben und Ihm zu dienen. Das ist Erlösung der Erde.“

O was für eine Wonne war es, an der Seite Sadanandas solche Ausflüge zu machen; nur einige wenige Male, denn er war schon krank. Nach dem Namensaufruf auf dem Sportfeld und erneutem Namensaufruf der an der Pforte wartenden Internierten schritten wir beide durch das zweifache hohe Stacheldrahttor auf die freie Straße hinaus. Hintereinander schritten wir den schmalen Pfad zwischen den an uns anstreifenden naßen blühenden Büschen durch das hohe tauige Gras stromaufwärts; durch die morgendliche Au längs eines Flusses, dessen Geröllbett nun wieder Wasser führte in der Regenzeit. Mit nackten Füßen wateten wir durch das kristallklare, strömende, kalte Wasser. Durch viele Bäche wateten wir. Mit einem leichten Ruck waren unsere indischen Sandalen, nur mit einer Schlinge um die große Zehe befestigt, vom Fuße abgestreift und wieder angezogen. Die lanzenbewehrten Halme eines reifenden Weizenfeldes, durch das der enge Pfad führte, schlugen hoch über unseren Köpfen zusammen. Zuweilen schimmerte im Norden hinter den Halmen, hinter der Laubkrone eines ungeheuren Baums der Kamm des Gebirges auf.

Ich lernte, mit den Augen des Freundes die Welt zu sehen. Ich lernte von ihm, die indische Erde und die indischen Ströme immer mehr zu lieben. Geheiligt war diese Erde, weil die nackten Füße herabgestiegener Göttlicher Erlöser seit undenklicher Zeit immer wieder über diese Erde geschritten waren. Geheiligt war das Wasser der Flüsse, weil die Füße Göttlicher Erlöser immer wieder durch ihre Flut gewatet waren.

„Die wahre Größe Indiens besteht nicht in seinen Naturschätzen oder seiner großen Volkszahl oder seiner Kunst oder seiner Geschichte“, erklärte Sadananda.

„Die Größe Indiens liegt darin, daß die Göttlichen Heilande, die von Gott ausgingen und wieder zu Gott zurückkehren, immer von neuem dieses Land als ihre Stätte erwählt haben. Nur einmal in aller Zeit ist ein solcher Erlöser, den die Macht Gottes erfüllte, auch ins Abendland gekommen. Sie wissen, wen ich meine?“ Ich nickte: „Christus“. Ich dachte der nackten heiligen Füße, die durch das Schilf des Jordanstromes zur Taufe geschritten waren. Ich dachte der Füße Christi, wie sie über die Berge von Galiläa schritten und über die großen Quaderplatten des Tempelplatzes und über das harte bucklige Pflaster der schmalen Gassen von Jerusalem, den Weg nach Golgatha.

Schweigend schritten wir dahin. Vom nächsten Dorf her lief ein Schwarm zerlumpter Inder jubelnd auf uns zu; sie versperrten unseren Weg und bettelten: „Sahib, Zigaretten! Sahib, Zigaretten!“ Sie wußten, daß wir Internierten kein Bargeld besaßen. Sadananda lachte fröhlich und schenkte ihnen Süßigkeiten statt der Zigaretten. Vor jedem Ausflug kaufte er in der Kantine Zuckerwerk für die Kinder. Und nun begann er, in die Hände zu klatschen und die Namen Ramas, des großen Göttlichen Erlösers zu singen, der die Gefallenen aufhob und rettete und läuterte:

„Raghupati Raghava Raja Ram
Patita Pavana Sita Ram.“

Die ganze Horde marschierte nun mit uns, sang zusammen mit uns, im Rhythmus mit den Händen klatschend. Jahre später, als Sadananda schon längst schwer krank im Lagerspital lag und ich allein wanderte, rannten die Kinder noch immer von ferne auf mich zu, fragten: „Wo ist der Svami, wo ist der Svami?“ Und sie sangen:

„Raghupati Raghava Raja Ram ...“

Der Gesang der Kinder verhallte schon. Wir beide rasteten an einer Quelle. Vom Gebirge her ritt ein Brahmane auf seinem Esel den Waldsteig herunter. Bei der Quelle stieg er von seinem Reittier ab, wusch sich vom Kopf bis zu den Füßen, spülte den Mund, trank, immerzu dabei seine Mantren murmelnd. Wir wußten, er sang den uralten Spruch, der das Wasser dieser Quelle in die Flut der sieben heiligen Ströme Indiens wandeln sollte:

„O Ganga, o du Yamuna,
Godavari, Sarasvati,
Narbada, Sindhu, Kaveri,
In diesem Wasser Wohnung nehmt!“

Auch Sadananda murmelte den Spruch an die sieben Ströme, bevor er trank und

den Wasserstrahl der Quelle in seinen Mund rinnen ließ.

In einer Schlucht badete er im Felsentobel unter einem Wasserfall. Auf- und untertauchend, jauchzte er spritzend und prustend: „Shivo ham, shivo ham – ich bin Shiva, ich bin Shiva, ich bin gleich Shiva, ich bin gleich Shiva ein Diener Krishnas!“

Viele Bhaktas in Indien ehren Shiva nicht als den Weltzerstörer und nicht als den Herrn der Yogis, sondern als einen vorbildlichen Bhakta. Sie blicken zu Shiva als dem großen Gottgeweihten auf, der immerdar in liebender Hingabe über Krishna meditiert. Alte Sagen berichten, daß alle Wände in Shivas ungeheurem Palast Kailash mit strahlenden Fresken ausgekleidet sind, Szenen aus Krishnas Erdenwandel.

Nahe einer Gruppe von altersgrauen Lingamsteinen zu Ehren Shivas stand ein verwittertes Rasthaus für Pilger und ein Tempel der Devi, der Göttin, wie man die große Maya in Indien oft kurzerhand nennt. Die Heiligtümer Shivas und der Maya sind meistens Nachbarn. Der von riesigen Mangobäumen umgebene Tempel liegt an dem alten Pilgerpfad, der von der Stadt Hardwar zur Quelle des Stromes Yamuna hoch im ewigen Schnee führt. Die mächtige Herrin des Weltalls führt an diesem Ort einen Namen, den ich sonst nirgends in Indien fand. Sie heißt hier Dudhya Devi, die milchweiße Göttin.

Ich gedachte ihrer in Gestalt der Göttin Arbuda mit dem schwarzen Antlitz, vor der ich in der dunklen Felsengrotte im Innern des Berges Abu mit Shri gestanden hatte. Und ich gedachte ihrer in Gestalt der riesenhaften blutroten Kali tief im düsteren Felsengeklüft. Nun stand ich wieder vor ihr. Hier war sie ans Tageslicht getreten. Nur mit einem einzigen dünnen Schleierruch war sie verhüllt und ihre Farbe war diesmal milchweiß. Doch überall waren es nur Bilder der gleichen, geheimnisvollen Maya.

Dreimal umwandelte Sadananda, und ich mit ihm, dem indischen Brauch folgend mit nackten Füßen, in der Richtung des Sonnenlaufs die Steinbrüstung der Devi. Unter mancherlei Namen wird Sie auf Erden angebetet und gepriesen, von allen denen, die um irdische Gaben bitten, um Söhne, um Reichtum, um Befreiung von Krankheit. Einen ihrer Aspekte hat wohl Goethe im Abendland erschaut, als er die Worte niederschrieb: „Natur, wir sind von Dir umgeben und umschlungen, ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf.“

Lange saß Sadananda im Innern des kühlen Tempels, der umglänzt ist von der Herrlichkeit der steilen Waldhänge und wasserdurchrauschten Schluchten des Himalaja. Er saß mit gekreuzten Beinen vor dem mit einem Tuch verhüllten Bildwerk der mächtigen Herrin unseres Weltalls. Er sang vor der großen Maya. Es war, als ob er sich mit ihr unterredete.

„Was haben Sie vor der Maya gesungen?“ fragte ich auf dem Heimmarsch durch Wiesen und Wald und über Geröllhänge hinab, auf dem steilabfallenden Pfad zum Tor des Stacheldrahtlagers, in das wir zur festgesetzten Stunde zurückkehren

mußten. „Wie kommt es, daß ein Bhakta Krishnas die Herrin preist, welche die täuschenden, weltlichen Gaben verleiht?“

Sadananda lächelte: „Die Zauberin Maya, die strenge Züchtigerin unserer Welt, tut ihr Amt als eine Magd Krishnas. Einer ihrer vielen Namen lautet Durga. Durga bedeutet Gefängnis. Ich habe der Durga, der Kerkermeisterin, die Krishna in der Verbannung dient, von jenem verborgenen Reich Krishnas erzählt, dem sie sich selber nicht zu nahen wagt.“

Ich blieb staunend stehen. Die Steine bröckelten unter meinen Füßen. Sadananda sprach weiter: „Ich habe der Durga von Radha erzählt, der gestaltgewordenen Freudenkraft Gottes, die in Krishnas innerem Reich Ihm in unsäglicher Liebe dient. – In solcher Weise darf ein Bhakta Krishnas die große Maya ehren und sie erfreuen. Denn sie selbst ist eine treue Magd, ein Schatten von Radha.“

Vor dem Schilderhaus am Eingang des Lagers sammelten sich bereits die bestaubten Scharen der Internierten. Unsere Namen wurden aufgerufen und notiert. Einer der Wachposten sperrte die zweifachen Gittertore vor uns auf. Wir waren wieder von den Stacheldrahtwänden umschlossen.

Heilige Nacht

Winternächte am Fuße des Himalaja sind kalt und stürmisch. Tümpelbaum und ich froren manchmal erbärmlich in unserem zugigen Schuppen, wo in den drei langgestreckten Fenstern sich noch immer keine Glasscheiben befanden. Ärgerlich war Tümpelbaum am Weihnachtsabend frühzeitig weggegangen, um das Fest in einem behaglicheren Raum im Kreise gleichgesinnter Genossen mit Alkohol zu feiern. Sadananda konnte mich daher ungestört besuchen.

Auch in seiner Baracke war es bedeutend wärmer als in meiner windigen Behausung. In der Baracke gab es einen Kamin und man hatte ein festliches Feuer darin angezündet. Aber Sadananda kam doch zu mir in meinen kalten Schuppen, damit ich in der Heiligen Nacht nicht einsam sein sollte.

Als der Freund anlangte, zitterte er vor Kälte, weil er keinen Überrock besaß. Auch im Winter trug er bloß das orangene Baumwolltuch. Ich hüllte ihn in einige Decken, und dann saßen wir uns wieder, wie so oft vorher, an dem schwankenden Tisch gegenüber, und wir sprachen von dem Göttlichen Heiland, dessen segensvolle Geburt in dieser kalten Nacht auf der ganzen Erde gefeiert wurde. Sadananda liebte Christus und ich liebte Christus; aber er kannte ihn besser als ich, denn er war dem immerdar lebenden Christus begegnet.

„Vamandas, nehmen Sie ein Heft und einen Bleistift und schreiben Sie“, sagte der Freund. Und nun erfüllte er mir eine Bitte, die ich früher einmal gestellt hatte. Er legte mir die Gemeinsamkeiten und auch die Unterschiede in der Gottesverehrung des Christentums und bei den indischen Bhaktas dar. Zuerst sprach er von dem Wagnis des Glaubens, sowohl im Abendland, als auch in Indien. Er sprach von der Einfalt der kindlichen Hingabe, ebenso in der Bhakti wie im Christentum. Er sprach von der Gefahr, die Achtung der Welt zu verlieren, aber auch von der Verwandlung des ganzen Menschen, wenn dieser sich vorbehaltlos zu Gott bekennt. Er sprach von der Bedeutung einer geistigen Gemeinschaft, von der Heiligung des ganzen Lebens ... Es wurde die Essenz eines ganzen Buches, ja vielleicht eines wissenschaftlichen Lebenswerkes, das er mir in dieser Nacht in Schlagworten diktierte.

Von einer Baracke scholl ein Glöckchen herüber. Das war der protestantische Abendgottesdienst. Einige Stunden später klangen von einer anderen Baracke Glockentöne her. Das war die katholische Mitternachtsmesse. Aber die Glockenklänge und dazwischen die Stille der Nacht wurden immer wieder übergröhlt durch rauhes Lärmen. Die europäischen Soldaten aus England sowohl, als diejenigen aus Kanada, Australien und Neuseeland, die uns bewachen sollten, waren betrunken. Auch die Internierten, sowohl Nazis wie auch Antinazis, waren zum großen Teil betrunken. Von allen Seiten, von den Baracken und von den Schenken in den verschiedenen Drahtgehegen und auch aus der dunklen Landschaft außerhalb des

Stacheldrahtes brach das wilde Gröhlen betrunkenen Männer zu uns herein.

„Die armen Kerle können mit ihren vielen Sorgen nicht fertig werden!“, sagte der Freund mitleidig.

Die Türe wurde aufgerissen. Ein heftiger Windstoß fuhr zu uns herein. Mein fleischiger Nachbar torkelte in den Schuppen. Ohne einen Blick auf uns zu werfen, erbrach sich Tümpelbaum mehrere Male, und dann warf er sich vollständig angezogen mit den Stiefeln auf sein Bett und begann zu schnarchen.

Ruhevoll blieb Sadananda an dem Tisch sitzen. Wir kümmerten uns nicht um den Lärm draußen und auch nicht um die Geräusche, die der Bewußtlose in seinem Rausche von sich gab. Wir schwiegen und es war ein frohes festliches Schweigen. – „Nun, was sinnen Sie, Vamandas?“ fragte der Freund herzlich nach einer Weile.

Leise begann ich Strophen von Novalis zu sprechen, die ich seit meiner Jugend sehr geliebt hatte:

„Ein Gott für uns, ein Kind für sich,
liebt Er uns all herzinniglich.

Aus Kraut und Stein, und Meer und Licht
schimmert Sein kindlich Angesicht.“

Ein erfreutes Lächeln umspielte Sadanandas Gesicht. „Das ist schön, Vamandas, daß Sie gerade diese Strophen aus Europa nach Indien herübergetragen haben.“ Er stand auf und sah mich mit glänzenden Augen an.

„Erinnern Sie sich aber auch der Verse, die der Seher Novalis diesen Strophen vorausgehen läßt?“

Froh setzte ich fort:

„Geuß Vater Ihn gewaltig aus.
Gib Ihn aus Deinem Arm heraus.“

„Ja, so sei es“, nickte Sadananda. Einen Augenblick lang legte er seine beiden Hände auf meine Schultern. „Nun muß ich gehen. Denken Sie an ihn, der in einer ähnlichen wirren Nacht zur dunklen Erde herabgestiegen ist. – Gesegnete Weihnacht, Vamandas.“ Mit leichten anmutigen Schritten ging er zur Tür hinaus und verschwand in der Finsternis des Lagers.

Während mein Gefährte Tümpelbaum dicht neben mir röchelnd und gurgelnd seinen Rausch ausschließ, lag ich wach auf meinem harten Bett und war voll Glück. Ich gedachte des Heilandskindes, das vor fast zweitausend Jahren im Stroh der Krippe eines Stalles geboren worden war, weil alle Häuser und Herbergen der kleinen Stadt Bethlehem von lärmenden Gästen überfüllt waren. Demütig und sorgend beugten sich Joseph und Maria über den Neugeborenen. Die Gottesmutter

bewegte in ihrem Herzen, was ihr der Engel gesagt hatte. Ruhevoll atmeten die Tiere im Stall zu Seiten der ärmlichen Wiege. Niemand in der weiten Welt ahnte, daß das lange ersehnte Gotteskind endlich zur Erde herabgekommen war. Nur einige arme Hirten, von himmlischen Stimmen geführt, trafen ein und beteten an. Und drei Weise aus dem Morgenlande brachten Geschenke dar.

Ich gedachte liebend der heiligen Kindheitsgeschichte aus den Evangelien, die wir alle kennen. Ich gedachte aber auch eines anderen heiligen Kindes, das in Indien niedergestiegen worden war, Jahrtausende früher. Auch dieses Kind kam in tiefer Nacht und offenbarte sich in einem noch viel beklemmenderen Gelaß, als es der Stall von Bethlehem war. In einem Kerker kam das Krishnakind zur Welt. Sein Vater und Seine Mutter waren mit schweren eisernen Ketten an die Kerkermauer geschmiedet. Denn ein böser König, Kamsa mit Namen, der dem düsteren König der Juden, Herodes, glich, beherrschte damals die Lande. Alle vorgeborenen Geschwister Krishnas hatte er erwürgen lassen, denn ihm war prophezeit worden, von einem Sohn dieses Elternpaares werde er einmal entthront und ums Leben gebracht werden.

Das Bhagavatam erzählt, daß zuerst Vasudeva, der Vater Krishnas, das Göttliche Kind in seinem Geist empfang und hegte und daß er dann dessen göttliches Wesen in den Geist seiner jungen Frau, Devaki, übertrug. Während diese das Gefäß Gottes war, strahlte sie so sehr, daß das ganze Haus von diesem Licht erleuchtet war und der dämonische König in tiefsten Schrecken geriet. Als der Knabe „geboren“ wurde, erkannten beide Eltern erschauernd dessen göttliche Majestät und fielen vor Ihm nieder und priesen Ihn mit Hymnen.

Aber obschon Devaki, die junge Mutter, wohl wußte, daß ihr Sohn der ewige allmächtige Gott war, war ihr Mutterherz doch voll Furcht. Zagend flehte sie den Neugeborenen an: „O verhülle Deine Göttliche Majestät, daß der schreckliche König Dich nicht erkenne.“ Krishna, der jede liebende Bitte derer, die sich Ihm weihen, erhört, gehorchte der sich ängstigenden Mutter und verbarg Seine Göttliche Majestät und sah nun aus wie ein hilfloses irdisches Kind.

Während ein tiefer Schlaf über die erschöpfte Frau fiel, nahm der Vater auf Krishnas Geheiß den kleinen Knaben auf seine Arme. Die Ketten fielen von ihm ab. Die eiserne Pforte des Kerkers sprang auf. Zwischen den Reihen der in Schlaf gesunkenen Wächter vor dem Tor schritt Vasudeva, das Kind in seinen Armen, in die dunkle Nacht hinaus. Vor ihm rauschte der Fluß Yamuna. Sein Herz wußte den Weg. Die Wasser des Stromes teilen sich vor ihm, daß er trockenen Fußes zwischen den brausenden Wasserwänden hindurchschritt. Ungefährdet erreichte er das andere Ufer und wanderte mit dem Knaben in das Hirtenreich Vraja hinein. Auch hier schliefen alle. Die Kühe schliefen, die Menschen schliefen. Der Hirtenkönig Nanda schlief in seinem Haus. Die Hirtenkönigin Yashoda schlief. Sie hatte eben eine Tochter geboren, doch war sie von einer süßen Schwäche umhüllt und wußte noch nicht, ob sie einen Knaben oder ein Mädchen geboren hatte.

Sanft legte Vasudeva das Krishnakind an ihre Brust und nahm die Tochter des Hirtenpaares auf seine Arme. Er wanderte den gleichen Weg zurück und legte das kleine Mädchen an die Brust seiner noch immer schlafenden Frau. Die Tore des Kerkers schloßen sich wieder hinter ihm. Das Kind begann zu schreien. Die schlaftrunkenen Wächter schreckten auf und brachten die Botschaft eilend dem König, der viele Jahre lang auf diesen Augenblick bang gewartet hatte.

In grimmiger Entschlossenheit stürzte König Kamsa in den Kerker hinunter, ergriff das Neugeborene bei den Füßen und schleuderte es, mit dem Kopf voran, an die Quaderwand, um es zu zerschmettern. Aber wie in Rauch löste sich das Kind auf. Und von allen Seiten der Welt, von allen Seiten der zauberischen Nacht, welche das Land umhüllte, scholl ein Lachen auf König Kamsa zu. Und aus dem Lachen erscholl eine Stimme: „Du Tropf! Du glaubtest, mich töten zu können! Ich bin doch die Maya, die große Zaubermacht Gottes. Durch Gottes Willen ist dies alles geschehen. Krishna ist in Sicherheit. Wehe Dir, König Kamsa. Du wirst Deinem Verderben nicht entgehen.“

Die Geschichten verflochten sich. Zitternd vor dem Zorn des Königs Herodes, der die Neugeborenen von Bethlehem morden ließ, flohen Maria und Josef mit dem Kind nach Ägypten. Jesus war in Sicherheit. In Sicherheit wurde das Kind im Tempel Gott dargebracht und der alte Simeon erkannte in dem Knaben den verheißenen Messias und nahm ihn auf seine Arme und rief froh: „Herr, nun läßt Du Deinen Diener in Frieden fahren ... Denn meine Augen haben Deinen Heiland geschaut.“

In Sicherheit wuchs Krishna im Hirtenland auf, wenn auch Kamsa seine mächtigen Dämonen über den Strom hinübersandte, um Ihn zu vernichten. Von Krishna berührt, fielen ihre grauenhaften Leiber tot hin. Aber die Furchtbaren wurden zugleich erlöst durch die Berührung von Krishnas Hand oder Krishnas zartem Fuß oder Seines kindlichen Mundes. Sie gingen in Sein göttliches Licht ein.

Immer neue Geschichten, die das Bhagavatam von der Kindheit Krishnas erzählt, fielen mir ein: Einmal saß der kleine Knabe auf dem Schoße Yashodas, deren Brüste überfloßen vor Liebe, wenn sie Krishna sah. Müde und satt vom Trinken der Muttermilch gähnte das kleine Kind. Da sah die Mutter voller Staunen im geöffneten Mund des Kindes die ganze Erde, und sie sah Sonne und Mond und den Sternenhimmel. Alles sah sie in dem unendlichen Gott, der das ganze Weltall in sich birgt.

„Krishna, wer bist Du?“ fragte sie schauernd. Da schloß das kleine Kind wieder den Mund und lächelte sie an. Und überwältigt von ihrer Mutterliebe vergaß Yashoda im Nu, was sie gesehen hatte, und sie herzte und küßte Krishna und sorgte sich um Ihn, da sie Ihn doch behüten mußte vor den immerdar drohenden Gefahren.

Einmal wollte Yashoda Krishna binden, um ihn zu strafen, denn der kleine Knabe war auf einen Schemel gekrochen und hatte einen Topf zerbrochen, in dem

Butter aufbewahrt wurde. Er hatte Butter genascht und auch den Affen zum Fressen gegeben. Aber der Strick, mit dem Yashoda Krishna binden wollte, war zu kurz. Eine Wäscheleine, die sie holte, war zu kurz. Sie knüpfte einen anderen Strick daran; der Strick war zu kurz. Bald standen erstaunend alle Nachbarinnen um sie herum und sahen zu, wie sie Schnur an Schnur knüpfte, um Krishna zu binden. Aber immer blieb der Strick um eine Handbreit zu kurz. Da sah der Knabe, der scheinbar trotzig weinend in einem Winkel stand, daß der Mutter vor vergeblicher Anstrengung der Schweiß herabrann. Und Er, der Ewige, dessen Unendlichkeit die größten Yogis und Weisen in tiefster Gottschauung nicht ermessen können, hatte Mitleid mit der Mutter und ließ Sich gehorsam von ihr binden.

Wieder wurde die Türe des Schuppens aufgerissen. Drei Betrunkene streckten spähend ihre Köpfe herein: „Tümpelbaum! Tümpelbaum! Tümpelbaum! Komm, noch einen Schnaps trinken!“ schrien sie. Unwillig grunzte der im Schlaf Gestörte und wälzte sich auf die andere Seite. Mit unreinen schallenden Stimmen sangen die drei im Chor einen Gassenhauer. Dann hieben sie die Tür zu und zogen, einander stützend, torkelnd weiter, um vor der nächsten Baracke ihr Spiel von neuem zu beginnen.

Die Geschichten vom immer erneuten Niedersteigen Gottes auf die Erde sproßten weiter und durchrankten sich. Auch Er, der Verborgene Avatar, von dem das Abendland noch kaum etwas weiß, war um Mitternacht geboren worden. Eine Vollmondnacht im Vorfrühling umglänzte hell die Erde. Aber eine Mondfinsternis zog heran. Die schimmernde Scheibe am Nachthimmel verdunkelte sich. Das Volk sang, das voll Andacht in den Ganges gestiegen war, um zu baden und dort, dem uralten Brauch folgend, während der Mondfinsternis Gott anzurufen. In diesem Augenblick wurde Krishna-Chaitanya geboren. Umhüllt von dem himmelerschütternden Schall des Gottesnamens kam der verborgene Avatar zur Welt.

Ein ewiger Beigesellter Gottes hatte viele Jahre sehnsüchtig zu Gott gefleht, der verheißene Heiland, der verborgene goldene Avatar des disharmonischen Zeitalters möge endlich aus dem Reiche Gottes zur Erde herabsteigen. Da kam Er. Als das Kind niedergestiegen war, so erzählt man, da strömten unabsehbare Scharen Unbekannter jubelnd zu dem Hause des staunenden Vaters und beugten sich vor dem Kind und brachten ihm reiche Geschenke dar. Diese Fremden seien Brahma der Schöpfer und Shiva der Auflöser der Welt und andere hohe Himmelswesen in Verhüllung gewesen. Auch die Nachbarinnen und Freundinnen der Mutter kamen mit Geschenken. Um die Gesinnung des Neugeborenen zu erproben, legten sie Schmuck und Gold und Silbermünzen und Seide und einen Brocken Erde und auch ein Buch, das Bhagavatam, vor Ihn hin. Ohne zu zaudern, griff der kleine Knabe nach dem Buch, das die Liebestaten Gottes preist, umarmte es und drückte es jauchzend an Sein Herz.

Krishna Chaitanya, Krishna Selbst, jetzt in Gestalt des vollendeten Bhakta, ist

der freigebigste aller Avatare, indem daß Er auch den Unwürdigen die höchste Form des dienenden, erfreuenden Liebe (Prema) schenken kann.

Einst wollten zwei berühmte Raufbolde zwei Seiner Bhaktas erschlagen, weil sie wild vor Wut darüber waren, daß sie den Namen Gottes zu singen aufgefordert worden waren. Zuletzt schenkte Er auch diesen Gottabgewandten Prema, als sie es von ganzem Herzen bereuten und Seine Bhaktas ihnen verzierten.

Krishna-Chaitanya hat nicht viele Wunder vollbracht und Er tötete keine Dämonen. Aber Er hat die Menschen von dem furchtbarsten Siechtum, das es gibt, von der Krankheit der Gottabgewandtheit, geheilt. – Leise murmelte ich den Mantra vor mich hin, den mir Sadananda gegeben hatte:

„Verehrung dem höchst Freigebigen,
Dir, der die Liebe zu Krishna verleiht,
der Krishna, der Krishna-Chaitanya heißt,
Und leuchtet wie geschmolzenes Gold ...“

Achtundvierzig Jahre ist Chaitanya auf Erden gewandelt, wie die Heiligen Schriften sagen: Umhüllt von Radhas leuchtender Schönheit und von Ihrem Prema getragen, die höchste Form der dienenden Liebe zu Gott.

Gegen Morgen wurden die heiseren Aufschreie der Betrunknen allmählich leiser. Hörte ich nicht Gesang? Weihnachtslieder? „Stille Nacht, Heilige Nacht ...“

Wie zwei blühende Rosenbüsche, die aus einer Wurzel stammen, verzweigten sich um mich, untrennbar, die Heilandsgeschichten des Ostens und Westens.

„Ein Gott für uns, ein Kind für sich,
liebt Er uns all herzlichlich.

Aus Kraut und Stein und Meer und Licht
schimmert Sein kindlich Angesicht.

Geuß, Vater, Ihn gewaltig aus.
Gib Ihn aus Deinem Arm heraus.“

Mir schien in dieser Nacht, als hätte ich mein Leben lang unten am Grund eines tiefen gemauerten Brunnens gestanden und hätte sehnsüchtig hinaufgeblickt, dorthin, wo ich ein kleines Stückchen des Himmels sah und einen geliebten Stern; das war Christus. Aber nun hatte ich begonnen, aus dem Brunnen heraufzusteigen. Immer näher, immer liebender leuchtete der geliebte Heiland. Aber Er war nicht allein. Rings um Ihn leuchteten andere wundersame Sterne, andere brüderliche Heilande, ein ganzer Sternenhimmel der unergründlichen Liebe Gottes, die auf mich zuströmte. Die Heilande Gottes, die einer nach dem anderen zur Erde herab-

stiegen, waren unausdenkbar verschieden voneinander. Sie leuchteten in verschiedenem Glanz und in verschiedener Kraft. Manche von Ihnen verhüllten sich mehr und manche weniger. Und doch waren Sie untereinander auch wieder nicht verschieden. Sie waren alle Offenbarungen des Einen. Sie stammten alle aus dem gleichen Licht, demselben Urlicht, aus derselben Göttlichen Urgestalt.

Das Tor öffnet sich

Als mir Sadananda eine Reihe der schmalen losen Blätter des Padmapuranas übergab, die er in ein seidenes Tuch gehüllt aufbewahrte, da lag er schon sehr krank im Lagerspital. Es war nach seiner ersten Unterleibsoperation, während welcher und nach welcher die ihn behandelnden Ärzte davon überzeugt waren, daß er sterben werde. Einige Male hatte ich nur von fern durchs Fenster einen Blick auf ihn werfen dürfen. Da lag er, lang und bewegungslos ausgestreckt, blaß wie ein Toter in der Kammer, die man im Spital Sterbezimmer nannte. Dann war eines Tages zu meiner freudigen Überraschung ein gefalteter Zettel, von Sadanandas Hand geschrieben, zu mir ins Lager herübergekommen. Ich las die wenigen Zeilen des kranken Freundes: „Mein lieber Vamandasji, halten Sie sich nicht in den Vorhallen Gottes auf, bei dem unendlichen Licht, bei dem gestaltlosen Brahman. Denn der wahre Krishna betritt diese Stätten nie ...“ Die Unterschrift lautete: „Stets in dem Dienste des Einen – Sada.“

Sada, wie er sich oft nannte, bedeutet: immer. Der indische Name des Freundes, den ihm sein Guru gegeben hatte, war mehrdeutig; er konnte gelesen werden: Sada-ananda, das heißt „Immer Seligkeit“ (im Dienste der Gottheit). Er konnte auch gelesen werden: Sad-ananda, und dies bedeutet „Seligkeit im Göttlichen Grund allen Seins“. – Eine Nachschrift war noch angeführt: „Vamandasji, wollen Sie mich nicht einmal hier im Spital besuchen?“

Im Spital Krankenbesuche zu machen, war uns Internierten streng verboten. Aber mit einiger Mühe machte ich es doch möglich und sogar schon am nächsten Tag. Ich täuschte eine heftige Augenkrankheit vor und so durfte ich unter Bewachung in das Spital zur ambulanten Behandlung hinübergehen.

Der alte Augenarzt war ein Gefangener wie wir. Als Lieblingsschüler eines weltberühmten Professors an einer deutschen Augenklinik war er auf eine wissenschaftliche Studienreise nach Holländisch-Indien geschickt worden. Der erste Weltkrieg hatte ihn an der Heimkehr gehindert. Er war auf der reichen Insel Java geblieben, auch als der Krieg zu Ende war. Als Sanatoriumsbesitzer im Wohlleben der Tropen hatte er die wissenschaftlichen Träume seiner Dozentenzeit langsam vergessen. Umständlich verzeichnete der weißhaarige Mann auf einem Blatt seiner Kartotheek alle meine Daten, klappte dann geübt meine Augenlider auf, bestrich den Lidrand mit einem Silberpräparat und anderen Drogen und bestellte mich auf meine Bitte für einen der nächsten Tage zur weiteren Behandlung.

„Wie sehen Sie denn aus, Vamandas?“ lachte Sadananda, wobei sich sein Gesicht schmerzlich verzerrte, und streckte mir freundlich seinen abgemagerten Arm entgegen. „Was hat man denn mit Ihren Augen gemacht? Sie weinen ja und sind ganz verschmiert, ganz schwarz im Gesicht.“

„Das kommt von der ambulanten Behandlung meiner Augen mit Höllenstein.“

„Fehlt Ihnen denn etwas an den Augen?“

„Aber keine Spur.“

„Ach so, das tun Sie, um zu mir zu kommen, das ist aber nett von Ihnen.“

In der kurzen halben Stunde, die ich nun an dem Bett Sadanandas saß, berichtete mir der Freund manches Verborgene. Er gab mir am Schluß die Strophen von Krishnas innerem Reich aus dem Padmapurana zum Übersetzen mit, die er Monate vorher auf unserer Wanderung ins Gebirge der milchweißen Göttin in deren Tempel vorgesungen hatte.

Ich hatte große Mühe mit der Übersetzung. Der Text war in altertümlicher Art gedruckt; die Worte waren nicht voneinander getrennt, sondern jede Verszeile war wie zu einem riesigen Wortquader zusammengeschiedet. Und dort, wo die einzelnen Worte aneinanderstießen, waren die Laute verändert und ineinandergeschmolzen. Es bedurfte oft eines langen sachten Lauschens auf den Rhythmus der Verse und auf den inneren Sinn, bis sie sich entschleierten.

Mein Mitbewohner Tümpelbaum saß indessen hinter mir in dem Schuppen. Er hatte stillschweigend seine Besitzrechte auf unseren gemeinsamen Tisch aufgegeben und sich statt dessen aus alten Kistenbrettern einen eigenen Tisch zusammengezimmert. Im Hintergrund, wo er sich unbeobachtet fühlte, saß er nun, den schweren Kopf in die breiten Arme gestützt und brütete über mathematischen Problemen und Geometrieaufgaben; das war seine Lieblingsbeschäftigung. Es war sehr heiß, die Temperatur war gewiß weit über vierzig Grad Celsius im Schatten und die Fliegen quälten ihn; sie wurden von seinem schweißbedeckten roten Gesicht angezogen. Mit einer Fliegenklappe schlug Tümpelbaum andauernd klatschend nach den Störenfrieden. Dicht an meinem Hinterkopf sauste die Fliegenklappe viele hunderte Male zornig nieder. Aber ich achtete nicht darauf. Ich schrieb ja, so sorgfältig ich's vermochte, für Sadananda in ein Heft die Offenbarungsworte nieder, die Krishna, der verborgene Gott, in Seinem Eigenen Reich sanft lächelnd zu Seinem Vertrauten, dem Bhakta Shiva, sprach.

Mir war zumute wie auf einer Wanderung in unbekanntes Land, einem fernen Gebirge zu. Beim ersten Anblick scheint es dem Wanderer eine einheitliche blauschimmernde Wolkenwand zu sein; doch für den Blick des Näherkommenden entfaltet sich die Landschaft zu Bergen und Tälern, Wäldern und Seen und er begegnet den Wesen, die dort leben. Derart entschleiert sich der dienenden Seele allmählich das verborgene Reich der Göttlichen Liebe.

Es ist kein Traum, es ist keine Dichtung; es ist wesenhafte Wirklichkeit. Ein Schein des ewigen Reiches der Urbilder hat ja seit meiner Kindheit immer wieder in mein Leben geleuchtet. Wie oft bin ich seit meiner Knabenzeit nach einer endlosen langen Wanderung entsetzt aus dem Schlaf emporgeschreckt: Ich habe etwas vergessen. Ich habe etwas unendlich Wichtiges vergessen!

Was ich und wir alle vergessen und verloren haben, daran durfte ich mich in Indien wieder erinnern: an das Land ohne Schuld und ohne Schicksal, dort wo

ungeschehen gemacht wird, was geschehen ist. Der Boden dort ist nicht irdische Erde. Die Zeit dort ist nicht irdische Zeit; sie zerbricht nicht in jedem Augenblick schmerzlich in Vergangenheit und Zukunft. Das Glück, das man dort erlebt, hat nicht stets Leid als seinen unteren Grund. Es gibt keinen Tod dort. „Jedes Wort ist ein Lied, jeder Schritt ist Tanz ...“

Aber man kommt nicht hin, wenn man selbststüchtig eine solche Stätte betreten und genießen will, sondern nur durch ein Übermaß von dienender erkennender Liebe. Bevor der erste Morgenschein des verborgenen Landes aufdämmt, muß man Gebirge von Nacht durchqueren.

Als ich den Einstieg in jenes offenkundige und doch dicht verhüllte Reich suchte – und abglitt und wieder zu klimmen begann, führte ich ja ein Leben tiefster Verzweiflung. Doch in einer Barackenwelt, wo alles verloren schien, was ich mir jemals im Leben an geistigem Gut erarbeitet hatte und wo jeder Weg nach einigen Schritten in einem wilden Stacheldrahtgestrüpp abbrach und wo scharf geschossen wurde, wenn man noch weiterdringen wollte, habe ich in meiner Verzweiflung den Weg ins Unbetretene gesucht, in das Land, wo es keine Schuld und kein Schicksal gibt. Sadananda kam und half mir zum offenen Tor des Reiches Vraja zu finden, wo man in alle Ewigkeit schreiten kann, ohne jemals an ein Ende zu kommen.

Um Vraja zu finden, hatte ich ja die Reise nach Indien angetreten. Um Vraja zu finden, wäre ich gern um die ganze Erde gewandert. Doch ich mußte erst in ein Gefangenenlager hineingehen, um einem Sadananda zu begegnen. Und so sind die langen schweren Jahre hinter Stacheldraht für mich die wunderbarste Zeit meines Lebens geworden.

Fünfmal wurde Sadananda während seiner Gefangenschaft in dem indischen Lager auf den Operationstisch gelegt. Jedesmal gab er sich völlig in die Hände Gottes. Während die Betäubungsmittel nach der Narkose noch wirkten, sang er einmal stundenlang: „Krishna! Krishna! Krishna! ...“ bis er erwachte. Der Operationspfleger, einer unserer Kameraden, kam nachher zu ihm, fragte ihn erstaunt: „Warum haben Sie denn immer ‚Krishna, Krishna, Krishna‘ gerufen?“ Sadananda war tief beschämt, daß er sein Herz nicht hatte besser behüten können.

Etwa zwei Jahre lang lag der Freund mit kurzen Unterbrechungen im Lagerhospital, auch noch mehrmals in dem Einzelzimmer für Sterbende. Wie oft habe ich in einem der Krankensäle neben seinem Bett gesessen. Mein eigentlicher Unterricht begann erst dort, da ich mir jede Stunde des Beisammenseins mit ihm auf mannigfaltige Weise erkämpfen mußte.

Auch im Spital arbeitete er fast ununterbrochen. Wenn ich kam, saß er zumeist, wie einstmals in der Baracke, mit gekreuzten Beinen auf seinem Bett, den kleinen Blechkoffer als Tisch auf seinen Knien, und schrieb eifrig. Freilich kam es auch vor, daß ich ihn schlafend fand; da lag er lang ausgestreckt, das Haupt unter den weißen Laken verborgen, nach einer peinigenden schlaflosen Nacht. Rings um ihn war der Lärm und Betrieb des Krankensaals. Gelassen wartete ich, daß er wieder

aufwachen würde.

Wenn wir beisammen waren, da überprüfte er die Übersetzung der Texte, die ich in der Zwischenzeit fertiggestellt hatte. Oft tadelte er mich, klagte über meine Hast, über meine mangelnde Sorgfalt. „Niemand verlangt von Ihnen, Sie sollen ein Schnellläufer, ein Nurmi sein“, sagte er mir einmal. „Auf totem Kies und auf Aschenbahnen mag man rasen. Aber die geistigen Auen des Bhagavatam, wo Gott und seine Beigesellten ihre ewigen Spiele treiben, wollen in andächtiger Liebe durchwandert werden.“ Er gab mir Rat, in welcher Seelenhaltung ich übersetzen solle. „Sich innerlich niederwerfen vor jeder Verszeile, vor jedem Wort, als ob es die letzte Offenbarung enthielte – und dann lauschend warten, bis der Urtext selbst die Initiative ergreift und in Ihnen zu sprechen beginnt.“ Einmal mahnte er mich traurig. „Ein Heft mit Übersetzungen aus dem Bhagavatam muß ein Vorbild der Reinheit und Ordnung sein. Diese innere Ordnung zieht Krishnas Gnade an. – Jede Feder, jedes Stückchen Papier kann zum Werkzeug werden, um Krishna zu dienen und Ihn zu erfreuen. Mein Guru hat diese Ordnung, die das ganze Leben durchdringt, geliebt und selber geübt. Er aß zum Beispiel wie die anderen Hindus mit der Hand. Aber nur seine Fingerspitzen berührten die Speisen. Es war, als ob er gar nicht gegessen, sondern gebetet hätte.“

Da Sadananda einmal lange Zeit ein vollkommenes Schweigegebot hielt, und er mir auf kleinen Zetteln seine Bemerkungen und Antworten niederschrieb, sind manche seiner Worte noch erhalten und sehen mich in ernster Liebe an.

Eines Tages fragte er mich: „Warum sind Sie heute unruhig, nicht gesammelt, Vamandas? Das bekümmert mich.“ Da erzählte ich ihm, daß kurz vor dem Abmarsch der Krankengruppe ins Spital eine Katze im Lager erschlagen worden war. „Im Kreis sind die Männer und ich unter ihnen um das verendete Tier herumgestanden. Die Katze war noch nicht ganz tot. So wie Tiere es oft vor dem Sterben tun, wollte sie sich verkriechen. Sie versuchte aufzuspringen, um in irgendeinen dunklen Winkel zu entfliehen; aber immer wieder sank sie wimmernd zurück. Ihr Rückgrat war ja gebrochen. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Hätte ich einen Stein nehmen sollen und die Katze erschlagen sollen, um ihr entsetzliches Leiden zu enden? Ich habe es nicht getan; ich bin weggegangen. Wie hätte ich mich verhalten sollen?“

Sadanandas Augen blitzten mich an. Sein ganzes Wesen war wie ein weißer Feuerschein. „Ganz falsch haben Sie sich verhalten, Vamandas. Sie hätten niederknien müssen vor dem sterbenden Tier – ganz ungeachtet des Kreises der gaffenden Gesichter rings um Sie – und in das Ohr der Katze hätten Sie den Mantra von Narasinha singen müssen, den ich Ihnen gegeben habe. Sie wissen, die Strophe von jenem großen Avatar Krishnas, der Narasinha, der Geistlöwe, genannt wird, der mit Seinen diamantenen Nägeln den Vorhang der Maya von dem Atma wegrißt und ihn erweckt. Wenn Sie es nicht versäumt hätten, dann wäre das Geschöpf, das durch den irdischen Tod ging, im Sterben erinnert worden, daß es

seinem wahren Wesen nach ein Atma ist, der einzig Krishna gehört und daß es seine innere Bestimmung ist, Krishna in alle Ewigkeit zu lieben und Ihm zu dienen.“

Die indischen Jungen, welche im Spital die Nachtgeschirre der gefangenen europäischen Kranken ausleerten und andere niedere Dienste für sie taten, liebten Sadananda unsäglich. Es war ein bitterer Schmerz für ihn, als einmal einer der Krankenpfleger es durch Verleumdungen hartnäckig versuchte, diese Jungen gegen ihn aufzuhetzen. Aber die ließen sich nicht irre machen. Er, der europäische Mahatma, verstand ihre Sprache. Er gab ihnen regelmäßig seine Unterweisung. Im Kreis kauerten sie auf dem Boden vor ihm und lauschten und sahen zu ihm auf, wenn er ihnen die Geschichten vom Niedersteigen Krishnas auf die Erde erzählte, die Geschichten von den großen Avataren Gottes. Der aufgeklärte indische Spitalkommandant verbot es; er verhängte schwere Geldstrafen über die armen Jungen. Sie aber kamen doch immer wieder zu Sadananda. Mit jedem Kummer kamen sie zu ihm. Jede Arbeit unterbrach er ihretwegen. Immer hatte er Zeit für sie. Er half ihnen, denen jeder Schulbesuch versagt gewesen war, sogar bei ihren geduldigen Versuchen, doch noch Lesen und Schreiben zu lernen. So oft ich ins Spital ging, sah ich einige dieser Jungen im schmalen Schatten der Latrine kauern, auf den barschen Anruf der kranken Sahibs wartend, und auf ihren Knien ein Stück Papier und eine Hindi-Fibel und die schweren Buchstaben-Zusammensetzungen der Hindischrift nachmalend.

Ein Raunen ging durch das Spital und das ganze Lager und durch alle Basare der umliegenden Orte, als es hieß, Svami Sadananda habe zu hungern begonnen. Er wolle lieber sterben als sich weiter zwingen lassen, Fleisch zu essen. Nach einer der Operationen, die auf Tod und Leben gingen, hatten ihn die europäischen Ärzte, seine eigenen Kameraden, wahrscheinlich in bester Absicht, dazu nötigen wollen, Fleischsuppe zu sich zu nehmen. Ich hatte die jahrelange Qual miterlebt, als er in der Gefangenschaft immer wieder vor die Wahl gestellt wurde, zu verhungern oder Nahrung zu genießen, die ihm sein Kult verbot. Er war müde geworden. Obwohl er noch überaus schwach war von dem tiefgehenden chirurgischen Eingriff, hatte er zu fasten begonnen; der Tagesbefehl war ausgegeben worden, alle Mahlzeiten ihm pünktlich aufzutischen und die Gerichte neben seinem Bett stehen zu lassen, bis zur Auftischung des nächsten Gerichts. Er fastete weiter.

Erst am Abend des sechsten Tages seines Hungerstreiks gelang es mir, ebenfalls als Patient in das Spital aufgenommen zu werden. Bloß mit den Augen konnte er sich mit mir verständigen, als ich in das Zimmer trat, so hilflos war er. Als ich schweigend neben dem Bewegungslosen, Ausgestreckten saß, war ich überzeugt, nun sehe ich den Freund zum letztenmal. Plötzlich begann er mit erstaunlich klarer, ja kraftvoller Stimme zu sprechen, und richtete eine Aufforderung an mich, die ich so oft von ihm vernommen hatte: „Vamandas, nehmen Sie ein Papier und einen Bleistift und schreiben sie. Ich will Ihnen ein Sanskritgebet aus dem Padmapurana

an das Göttliche Paar Radha-Krishna diktieren, die Beiden, die eins sind:

„Das, was ich bin und was mein ist,
In dieser Welt und im künftigen Sein,
Das alles sei zu Euren Füßen
Als Opfer heute dargebracht.

Dein bin ich, Krishna! Dein bin ich, Radha!
Mit meinem Leib und allen meinen Taten,
Mit meinem Geist,
Mit jedem Wort, das meine Stimme spricht.“

Als Sadananda innehielt, fragte ich ihn: „Svamiji, wollen Sie nicht doch noch eine Weile leben?“ Er lächelte und scherzte: „Ja, als ich Sie heute an meinem Fenster vorbeigehen sah, da habe ich mich entschlossen, es noch für eine Zeitlang auf der Erde zu versuchen – damit der Unterricht nicht aufhört, bevor Sie sich allein weiter helfen können.“ Der Freund brach sein Fasten. Eine neue Stufe der Gemeinsamkeit begann an diesem Abend.

Während ich, kaum bemerkt von den Kameraden, die ständige Unterweisung Sadanandas erhielt, ging die Weltgeschichte ihren Lauf. Die Fronten auf den Kriegsschauplätzen in vier Weltteilen wurden vorgeschoben und rollten wieder zurück. Die Veränderungen warfen tiefe Schatten in das schwanke Gefüge des Lagers. Früher mißachtete oder unbekannte Männer wurden plötzlich einflußreiche Persönlichkeiten in den Baracken. Und vormals angesehene Leute, denen viele liebedienerisch geschmeichelt hatten, sanken unter in der Menge und verkamen und verwahrlosten. Jahr um Jahr verging. Unsere Haare wurden grau, unsere Zähne fielen aus. Beim Schlangestehen vor der Lagerkantine stand ich einmal hinter einem Mann, der früher stets großen Wert auf ein gepflegtes Aussehen gelegt hatte. Nun spazierte eine Wanze vom Kragen seines zerrissenen Khakihemdes seinen Rücken hinab. Er hatte in den Jahren im Lager alles, was er besaß, einschließlich seiner schönen Anzüge, die von einem teuren englischen Schneider gefertigt waren, nach und nach vertrunken. Die Internierten tranken, um die jeweiligen Siege zu feiern; sie tranken, um den Jammer nach schweren Niederlagen zu betäuben. „Man muß die Festungen feiern, wie sie fallen“, hörte ich einen jungen deutschen Seemann bitter höhnen, als die große deutsche Armee in Stalingrad gefangen wurde.

Eine Reihe von Bergsteigern, die während ihrer Himalajaexpedition überrascht worden waren vom Kriegsausbruch, konnten das Eingesperrtsein hinter Stacheldraht nicht mehr ertragen. Es gelang ihnen eine wohl vorbereitete Flucht. Manche von ihnen kamen bis tief nach Tibet hinüber. Einer der abgehärteten kühnen

Männer ging an Entbehrungen zu Grunde. Die Anderen sahen wir später im Lager wieder, nachdem sie ihre Strafe im Lagergefängnis abgesessen hatten. Sie waren eingefangen worden, oder hatten sich fiebernd über das Gebirge zurückgeschleppt und freiwillig bei der Polizei gestellt.

Einer von ihnen, ein weltberühmter Ringkämpfer, der am längsten ausgehalten hatte, erzählte mir später von seinem Leben in Tibet. Er habe zuletzt die Einsamkeit auf der windüberfegten öden Hochebene von Tibet nicht mehr ertragen können, das Brausen der Stürme, das Rauschen der Wildströme in den Schluchten und vor allem die seltsamen Gedanken, die ihm nachts immer gekommen waren. Er erzählte auch von der Habsucht der Bewohner des verbotenen Landes, ihrer Gier nach Silbermünzen. Er berichtete von einem gespenstischen, vollkommen menschenleeren Dorf und von einem Nachbardorf, wo man ihn, als er sich ausgehungert näherte, mit einem Hagel von Steinwürfen heulend weggetrieben hatte. Er wies mir eine tiefe Narbe in der Stirn, die von der Steinigung herrührte. „Erst später haben wir erfahren, daß manche Dörfer unweit des Manasarovar-Sees völlig ausgestorben waren, weil die Pocken dort gewütet hatten. In dem anderen Dorf waren die Bewohner voll Furcht, daß wir die Seuche zu ihnen verschleppen könnten.“

Ich erschrak, während mir der Mann solches erzählte. Ich war ja nach Indien gekommen, um über den Himalaja zum heiligen Manasarovar-See vorzudringen. Aber selbst in diesen Gefilden haßten also die Menschen einander und wurden von Furcht und Gier und Krankheit verheert. Ach es war so, wie Shri mir gesagt hatte. Der wahre Geistessee ist auf der Erde nicht zu finden; er liegt in einem ganz anderen Reich.

Ich saß am Bett meines Freundes im Spital, als ich eine Postkarte meiner Frau aus Schweden erhielt. Ich wußte schon seit längerer Zeit, daß sie mit unserem Kind in diesem gastlichen Land, wahrlich im letzten Augenblick, eine Zuflucht gefunden hatte. Meine Frau schrieb: „Wir müssen Gott danken, daß Deine geliebte Mutter tot ist, daß sie nicht länger in dem Judenlager leiden muß.“

Ich beugte meinen Kopf. Meine Mutter war eine feurige stolze Seele gewesen. Sie wußte nicht, was Selbstsucht ist. Nur ein einziger Wunsch war ihr verblieben, mich nochmals zu sehen. Dieser starke Wille hatte sie Jahre hindurch am Leben erhalten, in einer Umgebung, wo die meisten untergegangen sind. Aber auch der Erfüllung ihres einzigen, flammenden Wunsches hatte sie nun entsagen müssen.

Ich konnte nicht hindern, daß mir die Tränen die Wangen hinabließen. Die Kranken in den anderen Betten waren aufmerksam geworden. Einige sahen interessiert auf mich hin. Sadananda hielt die ganze Zeit meine Hand. „Vamandasji, Ihre Mutter ist bei Krishna, in Krishnas Reich“, sagte er.

Als ich das nächste Mal zu Sadananda kam, erzählte er mir einen Traum: „Ich träumte, daß ich entlassen wurde. Aber als ich durch das Tor des Lagers trat, um zu einem Schüler meines Guru nach Brindaban zu reisen, hielt mich der Posten an. Er

sagte mir: „Ja, Sie können gehen. Aber das kleine Kind müssen Sie mit sich nehmen.“ „Sadananda lächelte: „Die Augen und Ohren des Kindes waren mit Erde verschmiert, aber im übrigen war es ganz wohl und munter. – Vamandas, wissen Sie vielleicht, wer dieses bekleckerte Kind ist?“

O, ich wußte es. Ich selbst war das Kind. Es waren meine eigenen geistigen Augen und Ohren, die mit Erde verschmiert waren. Im selben scherzenden Ton wie der Freund, aber innerlich voll Beschämung und Glück, antwortete ich mit einem Mantra, den er mich gelehrt hatte:

„Gepriesen sei der Guru,
Der mir das Auge öffnet,
Der die finstere Blindheit wegnahm
mit dem Salbenstäbchen der Weisheit.“

Wir lachten beide. „So weit sind wir noch lange nicht“, sagte er.

Einige Zeit darauf wurde Sadananda plötzlich entlassen. Er ging nach Brindaban, in jene Landschaft auf Erden, in welche Krishnas ewiges Reich dem höchsten Bhakta noch immer aufleuchtet.

Leer erschien der Krankensaal nach Sadanandas Weggehen, obwohl doch noch alle Betten, bis auf das seine, belegt waren. Kahosta, der urwüchsige fette Damenfriseur aus Wien, der bei den chinesischen jungen Frauen auf der Insel Java mit großem Erfolg die Dauerwellen eingeführt hatte, sagte mit einem wegwerfenden Blick auf die in der Krankenbaracke verbliebenen Kameraden: „Es ist nix mehr los, seit der Hindufritze weg ist. Er fehlt uns allen.“

Ich aber war fröhlich und zuversichtlich. Ich war gewiß, ich würde den Freund wiedersehen. Nur eines quälte mich sehr, das mehrjährige völlige Schweigen Shris, meines ersten Guru. Schieg er, weil er ahnte, daß ich ihm innerlich in vielem untreu geworden war? Er hatte mich zu dem hohen Ziel leiten wollen, die Wahrheit zu wissen. Aber im Zusammensein mit Sadananda hatte ich erkannt, daß auch höchste Weisheit, ohne aus dem Herzen überströmende Liebe zu Gott, wie trockene Spreu ist, wie ein Haufen leerer Hülsen, die man vergeblich auf der Tenne drischt.

Ich schrieb einen Brief an Shri Maharaj und mühte mich, ihm ausführlich meine ganze innere Entwicklung zu schildern. Und er, der seit mehreren Jahren ein strenges Schweigegelübde hielt, nicht las, nicht schrieb, nicht sprach, bloß für die gequälte Welt meditierte, er durchbrach sein Gelübde. Ich empfing im Lager einen Brief von seiner eigenen Hand. Shri schrieb:

„Mein lieber Vamandasji! Gut hast Du Deine Zeit in Indien angewendet. Ich segne Dich. Ich segne Dich für das, was Du getan hast. Und ich segne Dich für das, was Du in Zukunft tun wirst.“

Wenige Tage nach Empfang dieses Schreibens wurde auch ich ganz uner-

warteterweise aus der Internierung entlassen. Als ich durch die beiden vergitterten Tore schritt, fragte der Wachposten wie gewöhnlich: „Ins Spital?“ Der englische Unteroffizier, der mich begleitete, antwortete: „Nein, er ist frei!“ Einige Tausend Männer blieben noch in dem Lager hinter Stacheldraht zurück.

Abschied von Indien

Als ich frei war, führte mein erster Weg zu Shri. Er wohnte wieder oben im Waldgebirge von Mahabaleshvar, wo ich schon einmal einen Sommer mit ihm verbracht hatte. Wieder, wie einstmals, saß ich zu den Füßen des gütigen alten Mannes. Er hielt noch sein jahrelanges Schweigegelübde; aber jeden Tag, morgens und abends, beugte ich mich vor ihm nieder und er berührte mit seiner schmalen Hand segnend mein Haar und sah fröhlich zu mir herab, mit dem heiteren hellen Lächeln eines unschuldigen Kindes. Auch Rana war bei ihm. Abermals wanderte ich mit Rana durch die Wälder, wo auf den bemoosten Zweigen der Bäume wundersame Orchideen wachsen und wo man unvermutet in tiefe Täler und Schluchten, ja bis zum Meer hinabblickt.

Von Mahabaleshvar fuhr ich nach Bombay, um mir dort einen Schiffsplatz nach Schweden zu sichern, denn es war schon über acht Jahre her, daß ich die Meinen nicht mehr gesehen hatte, und meine tapfere Frau hatte die ganze Zeit die Bürde allein tragen müssen. Nun war sie am Ende ihrer Kraft und hatte geschrieben: „Komm. Nimm Dich des Kindes an“.

Ich war sehr einsam in Bombay, während ich von Amt zu Amt lief und überall eine Menge von langen Formularen und Fragebogen ausfüllen mußte, um die Dringlichkeit meiner Reise zu bezeugen. Nicht nur ich wartete, sondern auch die großen Armeen, die in Asien gekämpft hatten, warteten auf die Heimkehr. Sadananda war fern; er war mit seinem Freund Svami Bon nach Assam gereist. Das lag am anderen Ende von Indien, fast an der Chinesischen Grenze. Wohl hatte ich ihm geschrieben, ich möchte ihn gerne noch sehen. Aber was half es, Briefe zu schreiben oder Telegramme abzuschicken. Ein allgemeiner Post- und Telegraphenstreik hielt seit Wochen ganz Indien fiebernd in seinem Bann. Auf dem Boden der leeren Postämter lagen die unbestellten Briefe und Depeschen zu Bergen gehäuft. Auch ein Streik aller Eisenbahnen wurde für die nächsten Tage angedroht. Die Bankbeamten, die Lohnerhöhung forderten, verteilten Flugzettel in den Straßen, statt an ihren Schaltern zu sitzen. Zuweilen zogen lange Aufzüge mit flatternden roten Hammer- und Sichelfahnen durch die Stadt. Bombay hatte sich beträchtlich verändert in der Reihe von Jahren, seit ich dort gelandet war. Bloß der schrille Schrei der erregten Volksmenge vor der Goldbörse wogte unverändert auf und ab.

Eines Tages las ich in der Zeitung, daß Gandhi zu wichtigen politischen Verhandlungen nach Bombay gekommen war. Am gleichen Abend fuhr ich in einem überfüllten Autobus in das ferne Fabrikviertel, wo der Mahatma wohnte und sein tägliches öffentliches Abendgebet abhielt. In jedem Palaste Indiens hätte man den Greis gewiß gerne als geehrten Gast aufgenommen, er aber zog es damals vor, wenn er in die großen Städte kam, als Zeichen der Brüderlichkeit mit den Armen in einem der Elendsviertel mitten unter den indischen Fabrikarbeitern und Kasten-

losen zu wohnen.

Ich stand eingekellt zwischen vierzigtausend oder fünfzigtausend dieser Menschen, von denen manche sich vielleicht noch niemals richtig satt gegessen hatten, denen versagt gewesen war, Lesen und Schreiben zu lernen und denen bis vor kurzer Zeit nur das Verrichten der niedrigsten Arbeiten erlaubt gewesen war. Viele hielten ihre kleinen Kinder hoch empor, damit diese doch einmal in ihrem Leben den Mahatma, die große Seele, erblicken sollten. Die Millionen armer Hindus liebten Gandhi nicht als den erfolgreichen Politiker, nicht als den Sozialreformer und Verteidiger ihrer Rechte, sie liebten ihn, weil sie einen Heiligen in ihm spürten, der alle seine Kraft aus Fasten und Gebet und Zwiesprache mit Gott empfing und der sich aus Liebe zu ihnen in den Lärm und Streit der Politik geworfen hatte.

Mahatma Gandhi saß dem Volk in einem Lehnstuhl auf einer Plattform gegenüber. Er sah sehr müde aus, seine Hände waren im Schoß gefaltet, die Augen geschlossen, als ob er meditierte. Es war gerade jener Tag in der Woche, da er regelmäßig ein Schweigegelübde beobachtete. Deshalb las ein anderer seine kurze Ansprache. Aber als der Lautsprecher zu tönen begann, waren es noch nicht die Worte Gandhis. Zu meinem Staunen scholl die erste Strophe der Isha-Upanishad mächtig über den von Fabriken eingerahmten weiten Platz. Die Isha-Upanishad, ist jene Upanishad, mit welcher seit Jahrtausenden das Studium der Upanishaden begonnen wird. Auch Shri war in der Unterweisung, die er mir gegeben hatte, dieser Tradition gefolgt und wir hatten mit der Isha-Upanishad angefangen. Nun schollen über der Menge der Unberührbaren die Worte der Geheimlehre des Veda, denen zu lauschen bis vor kurzem jedem Kastenlosen aufs strengste verboten gewesen war:

„Isha vasyam idam sarvam
yat kinca jagatyam jagat ...“

Das heißt: Von Isha, dem Göttlichen Weltenherrscher möge dieses ganze All umhüllt werden ...“ Aber die uralte Sanskritsprache ist so knapp und vieldeutig, daß jedes Wort aufspringt wie ein reifer Granatapfel in der Überfülle seiner Bedeutung. Vasyam heißt nicht nur: es möge umhüllt werden, es bedeutet auch: das Weltall und all unser Tun soll ständig von Gott umkleidet sein, es möge von Ihm bewohnt sein, es möge von Ihm durchduftet werden.

Während ich mitten unter der Menschenmenge stand, welche unter der Macht der donnernden Worte schauerte, dachte ich: Diese Strophe der Upanishad ist wie eine Wasserscheide, wie eine Schwelle. Wenn man den Sinn dieser Strophe inne hat, vermag man mitten im Lärm und Streit der vergänglichen Welt zu leben und wird doch nicht von ihr verschlungen. Dann ist man gegründet in Gott. Dann erst kann man den weiteren unendlichen Weg antreten, der hier beginnt – in das Reich

der Göttlichen Liebe.

Die Stimme der Upanishad war verstummt; die Menge verblieb still. Nun begann ein Sohn Gandhis oben auf der Estrade zu singen. Auch diesen Vers kannte ich. Er war einer der Gottesnamen, der Name des Göttlichen Königs Rama; der Vers, den Sadananda und ich viele Male mit der Schar der jauchzenden Kinder in den Vorbergen des Himalaja gesungen hatten.

Zehnmal, zwanzigmal sang Gandhis Sohn den Namen Ramas. Dann sprach er die Volksmenge an: „Ihr, singet auch!“ Und zuerst schüchtern und dann lauter und freudvoller sangen sie alle, die Latrinenfeger und Kulis und Straßenkehrer und die Arbeiter aus den Baumwollspinnereien und die Weiber, deren Beruf es ist, dreiviertel nackt in der farbigen Brühe der Färbereien zu stehen und das endlose Band der nassen Tücher auszuwinden; vierzig- oder fünfzigtausend Menschen sangen und ich sang mit ihnen. Und Gandhis Sohn zeigte uns mit erhobenen Armen, wie man den Rhythmus halten solle und wie man im Takt mit den Händen klatschen solle. Und wir alle klatschten in die Hände und sangen mit voller Kraft unserer Stimmen:

„Raghupati Raghava Raja Ram
Patita Pavana Sita Ram.“

Es schien, als ob die Menge niemals aufhören wollte, jubelnd und begeistert den Namen Ramas zu singen, des Göttlichen Heilands, der auf die Erde niedergestiegen war und die Gefallenen aufhob und läuterte. Manche, die da sangen, wendeten wohl zum erstenmal in ihrem Leben das verschüchterte Antlitz ihrer Seele Gott zu.

Mahatma Gandhi war in seiner Hütte verschwunden. Keiner von uns, der diese Stunde miterleben durfte, hatte wohl ahnen können, daß nicht allzulange darauf, am Beginn eines solchen öffentlichen Abendgebets, ein Fanatiker diesen von Göttlichem Frieden erfüllten alten Mann mit einigen Schüssen niederfallen würde, um seinen Liebe zu den Feinden heischenden Mund zum Verstummen zu bringen.

Vergrämt und ermattet lag ich in der Mittagshitze auf meinem Bett in dem Zimmer, das ich mit vier alten Männern teilte, da dünkte mich, ich hörte Sadanandas Stimme. „Stehen Sie auf, Vamandas“, sagte der Freund, der hochgewachsen, schlank in seinem lichten indischen Mönchsgewand erstaunlicherweise durch die Türe eingetreten war und mit raschen Schritten auf mich zukam. Mißtrauisch und besorgt betrachtete mein Bettnachbar, ein langbärtiger Jude, den Eindringling in indischer Tracht. „Rasch! Es ist schade um jeden Augenblick“, mahnte mein Freund. „Ziehen Sie sich Ihren besten Anzug an. Unten im Wagen wartet Svami Bon.“ „Wir können nur zwei Tage, höchstens drei Tage bleiben“, erklärte mir Sadananda, während wir eilig die Holztreppe des hohen Hauses

hinunterliefen. „Wir beide sind bloß gekommen, um Sie zu treffen, bevor Sie nach Europa reisen – und weil Svami Bon Ihnen den indischen Rosenkranz aus Tulasi-perlen mit den Heiligen Namen Gottes geben will.“

In dem landesüblichen zweirädrigen Wagen vor dem Tor saß Svami Bon, Sadanandas Freund, den sein Guru Bhakti-Siddhanta Sarasvati einst vor vielen Jahren nach Europa entsandt hatte, der erste Bhakta, dem Sadananda begegnet war. Svami Bon, dessen edles Gesicht mit den stillen Augen ich von Bildern kannte, sah älter aus, als ich gedacht hatte. Mit der Stirn berührte ich seine Füße zum Gruß und stieg in den Wagen und wir fuhren davon. Wir kümmerten uns nicht um die beiden Männer in indischer Tracht, die vor dem Tore des Hospizes standen und uns forschend nachblickten und wahrscheinlich Geheimpolizisten waren.

Nur drei Tage waren wir beisammen. Tiefgründiger wurde die Stadt Bombay in diesen drei Tagen. Zusammen schritten wir barfuß durch das Volksgewimmel der Höfe des großen Narayanatempels, der ein Sitz der indischen Orthodoxie ist und in dessen Hallen der Pandit inmitten eines Kreises kauender Zuhörer nach uraltem Brauch singend die Schrift erklärt. Wir gingen weiter. – Zusammen saßen wir drei am Meer, saßen im Kino vor einem Krishnafilm, wir aßen gemeinsam und mühten uns, wie es den Bhaktas geboten ist, die Speise als eine Gabe unserer Liebe, zuerst Gott darzubieten und als Göttliche Gnade von Ihm zurückzuempfangen und dann teilzunehmen an einer Kommunion mit Gott, an einem gemeinsamen Liebesmahl.

Als wir am Bahnhof in Bombay Abschied nahmen, sagte mir Sadananda: „Tragen Sie den Schatz, den Sie empfangen haben, ins Abendland hinüber.“